

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

[Erzählende Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Um ein ehrlich Grab.



Woher der Auflauf in diesem entlegenen Stadtviertel? Schon früh morgens riefen die Leute sich an, sammelten sich erregte Menschengruppen an der Ecke des Neumarktes und drängten sich Neugierige an die Ufer des Kanals heran.

„Mord! Einbruch — und abermals Mord!“ hallte es von allen Lippen wieder.

Im großen Bankhause der Herren Wetter und Aaron war die Kasse erbrochen und schwer beraubt worden. Der mit der Nachtwache beauftragte Diener lag entseelt, in seinem Blute schwimmend, am Orte der That, ein Dolchmesser neben ihm kündigte die Todesart des Unglücklichen an. Eine Anzahl vergebener, zerstreut umherliegender Scheine sagte aus, daß der Thäter den Schauplatz des Verbrechens in wilder Hast verlassen hatte; Spuren von genauer Ortskenntnis und verwegener Sicherheit ließen sich nicht verkennen. In der Morgenfrühe, als der zweite Hauswarter zur Ablösung antreten wollte, offenbarte sich das Schrecknis. Als durch die Boten, welche das Gericht und den Arzt herbeiriefen, sich die Nachricht wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitete, traf sie mit einer zweiten Kunde zusammen, die der Volksmund sofort mit jener ersten zu verbinden wußte. Arbeiter, die sich in früher Stunde an ihr Tagewerk begaben und am Kanal vorübergingen, hatten in ihm einen Gegenstand wahrgenommen, der sich als eines Mannes Hand erwies. In der herausgezogenen Leiche erkannte man den Privatlehrer Hermann Palm. Auch hier mußten Gericht und Arzt ohne Verzug beschieden werden. Aber noch vor dem Eintreffen der Behörden hatten die Umstehenden bemerkt, daß dem Verunglückten ein Paket Wertpapiere aus der Tasche hervorsah, und daß sie auch eine Rolle Goldstücke barg. Wer konnte den stillen, allezeit in sich gekehrten Palm, der bei seiner Jugend und Schönheit emsig und arbeitsam wie nur einer war, so schönder That verdächtigen?

„Wenn nur nicht,“ sagte jemand, „Herr Palm früher bei Wetter und Aaron als Buchhalter ge- standen — —“

Fahrer Sinkender Bote für 1903.

„Hat er das?“

„Ja, das hat er“ — und nun wußten es alle gleich — „damals, als er die hübsche Willmann heiratete; erst war er doch Lehrer an der Volksschule, mein Anton sagt noch heute, sein gutes Deutsch und sein Rechnen, das verdanke er alles Herrn Palm. Nun aber lernt der das Mädchen kennen, und das oder die hochmütige Mutter nimmt ihn nur unter der Bedingung, daß er sich einen vornehmeren Beruf wählte —“

„Oder mehr Einkommen, ich besinne mich —“

„Ja, ja, und er war solch ein verliebter Narr, bemühte sich richtig um eine andere Stellung und fand sie auch bei den Herren Wetter und Aaron als Buchhalter. Da saß er nun wie festgenagelt am Schreibtisch und an der Kasse und hatte nichts vor Augen und im Kopfe als Geld und immer Geld; die Millionen spielten nur so um ihn herum; aber so recht zufrieden hat er nie wieder ausgesehen.“

„Aber sie zogen in eine herrschaftliche Wohnung, und die Damen gingen in Sammet und Seide —“

„Bis daß die Kasse bestohlen wurde —“

„Und er seinen Abschied nahm.“

„Ja, so ist es, und eine eigene Sache ist es damit. Aber er nahm doch seinen Abschied freiwillig.“

„Natürlich! Die Herren Wetter und Aaron hätten ihn gerne behalten; sie entließen ihn mit allen Ehren. Aber es hieß, die Einbruchsgeschichte wäre ihm in die Krone gefahren —“

„Oder er hätte Verdacht gehabt und sich damit nicht herausgewagt —“

„Na, na, man kann viel sagen, wenn man so einen rein brennen will. Ich meine, man braucht sich jetzt den Kopf nicht mehr darüber zu zerbrechen.“

„Ich lasse nichts auf Palm kommen; er hat meinen Zungen . . .“

„Ach, geh mir mit deinem Zungen!“

„Ein Gärtnerhaus bezog er, als er die Bankstelle aufgab und wieder Lehrer wurde —“

„Lehrer! aber kein angestellter; die Schule nahm ihn nicht, obgleich er sich die Beine abließ.“

„Seine Privatschule ging darum nicht weniger gut; alle Achtung! Seine Schüler lernten gut und halten ihn wert.“

„Ja, das thun sie, weiß Gott!“ rief eine neue Stimme aus einer Gruppe von Jünglingen, die mit verstörten Mienen den Ort des Schreckens umstanden.

„Schön! so hat jeder seine Ansichten. Ich traue dem Schleicher nicht. Wer hat ihn wohl jemals lachen sehen?“

„Der Arme!“ hieß es in der Schar der bestürzten Jünger, „und wenn er keinen Grund zum Lachen hatte, so schlug ihm das Herz desto wärmer. Wie begeistert war er, wenn er uns von den alten Helden, von Roms Größe und deutscher Treue erzählte!“

„Und wie viel Geduld hatte er mit uns und Güte und Ausdauer, einen besseren Lehrer giebt es nicht, wir betrauern ihn und ehren ihn, und wehe dem, der es nicht thut!“

So ging es eine Weile durcheinander.

Auf einmal verstummte das Gerede, und die junge Schar zog die Hütte vor der jungen Gattin Palm's und seiner Schwester, die, geleitet von ihrem Freunde und Hausarzt, nach dem Stadtgericht fuhren, wo die Leiche des ihnen so grausam Entrissenen bereits ihrer wartete.

Schon war die Eingangspforte des Gerichtsgebäudes von einer rasch zusammengeströmten Menschenmenge belagert. Die Gerichtsdienere hatten große Mühe, die ungestüm Vordringenden abzuwehren und sich bei dem Getöse und Geklatsch Gehör zu verschaffen.

Doch als der Wagen vorfuhr und ihm die beklagenswerte Witwe, in Thränen aufgelöst, und das Fräulein, hochauferichtet mit trockenen Augen und marmorstarem Angesicht, entstiegen, da verstummte alles.

Erst als man den umbetenen Gästen, die einen Sturm auf die Thüre unternahmen, den Eintritt versagte, erneuerte sich der Tumult. Die giftige Lästertongue konnte kein Ende finden; besonders schlimm erging es denen, welche durch Stellung und Beruf Zutritt fanden.

„Was hat denn der da zu suchen? — oder die gar? o, das ist ja die alte Willmann, die Frau Registrator, die Schwiegermutter des Herrn Palm. Auch eine, die vor Stolz nicht wußte, wohin. Na, zuweilen trifft das Unglück doch mal die Rechten!“

„Und der kleine Herr?“

„St! Das ist ja der Herr Aktuarus Hamel!“  
„Was? Hamel, der die kleine Willmann heiraten wollte? Sie zog aber den schönen Palm vor und gab dem reichen Hamel einen Korb! Daß es noch so kommt, hatte sie wohl nicht gedacht!“

Jetzt fuhr ein zweiter Wagen vor. Schwer auf seinen Stoß gestützt, entstieg ihm ein alter Herr, dessen Antlitz Sorge und Angst entstellten.

„Das ist wohl Herr Wetter oder Herr Aaron! Dem sieht man's an, daß er auf einmal zum armen Manne wird! Heute fährt er noch in Glanz und Herrlichkeit, und morgen kann er am Hungertuche nagen wie unsereins, oder gar ausgepfändet werden. Schade, denn er ist ein guter Mann, der immer die Hand offen hatte für fremde Not —“

„Unsinn! Herr Aaron ist reich, er kann sich einen Aderlaß schon vertragen —“

„Drei Millionen sollen fehlen —“

„Gott bewahre! wer hat denn schon nachgezählt?“  
„Der ertrunkene Palm hätte allein über eine Million mitgenommen, und wie viel mag er im Wasser verloren haben?“

„Und wie wäre er ins Wasser gekommen?“

„Durch Trunkenheit, sagen sie!“

„Wer kann das Palm nachsagen? ein so stiller Mann!“

„Die Stillen sind die Schlimmsten! Vorher hat er sich im Dornenbusch doch erst Mut getrunken!“

„Im Dornenbusch? in der Spelunte, dem Höllenest? Wer faselt so etwas?“

„Weißt du denn nicht, daß er zur Zeit des vorigen Einbruchs dort auch geessen hatte, in sehr schlechter Gesellschaft?“

„Palm ist ein sonderbarer Heiliger gewesen, mit der Kartengundel hat er es auch gehalten —“

„Nicht möglich!“

„Doch, sie sind verwandt!“

„Die stolzen Palm's verwandt mit solchem Gesindel?“

„Ach, die alte Gundel ist nicht von gestern her, die ist, als sie jung und hübsch war, einmal bei der Oper gewesen —“

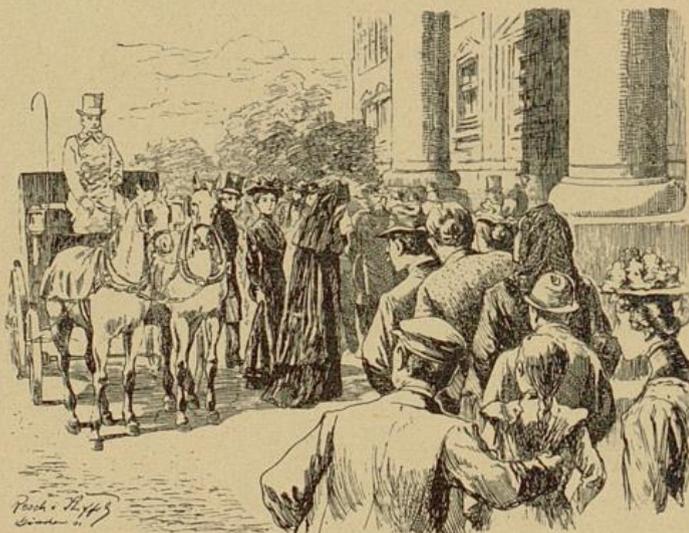
„Das sieht man ihr nicht an; ich

habe die alte Hexe noch vorhin am Kanal herum-schleichen sehen.“

„Siehst du, sie wittert etwas, — die weiß sicher Bescheid!“

Inzwischen ging es im Gerichtssaale desto stiller zu. Um zwei stumme Gäste handelte es sich. Einander gegenüber lagen sie aufgebahrt — zur Rechten der familienlose, bewährte Diener eines reichen Hauses, das durch seinen Inhaber selbst vertreten war, zur Linken Hermann Palm, dessen Gegenwart hier zugleich mit seinem rätselhaften Tode in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt war.

Außer den Gerichtspersonen und Anverwandten hatten sich doch viele Leute zusammengesunden, die ihre Anwesenheit durch irgendwelche Beziehungen zu den Vorgängen und den beiden Toten erklärten. Bei der Besprechung des Einbruchs bei Wetter und Aaron und der Ermordung des Dieners ergab sich, daß der oder die Eindringlinge, mit den Verhältnissen vertraut,



Die giftige Lästertongue konnte kein Ende finden.

vom Hofe aus, wo sie tags zuvor sich verborgen haben mußten, eine kunstvoll geschlossene Lade geöffnet, die Fensterheibe eingedrückt, eingestiegen, den Wächter ermordet und dann zwei ältere Geldschränke erbrochen und eines großen Teils ihres Inhalts entleert haben mußten. An den neueren war entweder ihre Kunst gescheitert, oder die Zeit hatte nicht ausgereicht, und die Angst, überrascht zu werden, ließ sie den Rückzug durch das Fenster ergreifen. Auf dem Hofe konnten sie leicht einen niedrigen Holzschuppen ersteigen, so die Straßenmauer erreichen und überklettern. Als wertvolles Mittel, die Mörder aufzufinden, wurde das offene Messer gehalten, das man neben dem bellagenswürdigen Opfer seines Berufes gefunden. Die Kassenbeamten und alle Angestellten des Hauses mußten sich nähern, um dasselbe in Augenschein zu nehmen und ihre Ansicht darüber auszusprechen.

„Ist einem von Ihnen das Messer oder sein Besitzer bekannt?“ fragte der Richter. Einer der älteren Commis sagte mit heiserer, fast unhörbarer Stimme: „Ich glaube allerdings, daß ich dies große Messer mit dem spitzen Griff oft bei Herrn Palm gesehen habe, als er noch in unsern Bureau arbeitete.“

Ein Gemurmel durchdrang den Saal. Die junge Frau Palm sank wie ohnmächtig in ihrer Mutter Arme. Die Schwester machte nur eine stolze, abwehrende Bewegung und kniete nieder an der Bahre, auf der ihr Bruder ruhte. Ein Tuch verhüllte sein Haupt, sie nahm es leise ab und beugte sich tief über das bleiche Antlitz, über die stummen Lippen, die nichts bekennen, sich nicht verteidigen konnten. Man hatte ihm die Arme über der Brust gekreuzt; sie nahm die kalten, ineinander verschlungenen Hände und presste sie in die ihrigen. Dem weiteren Verhöre schenkte sie nur geringe Teilnahme. Der befreundete Arzt verfolgte ihr stilles Gebaren mit wachsender Teilnahme. Jetzt war die Reihe an ihm, Zeugnis abzulegen. „Herr Doktor Schtermann, Sie verkehrten als Arzt im Hause des verstorbenen Palm?“

„Als Arzt und Freund, Herr Präsident,“ erwiderte er mit fester Stimme.

„Ist Ihnen dies Messer bekannt?“

„Ja,“ antwortete er, „es scheint mir dasselbe zu sein, das ich früher in meines Freundes Hand gesehen. Es ist mir kenntlich an der kleinen Stelle, an der die Schale abgeplittert war. Ich hebe dies absichtlich hervor, in der Vermutung eines Bubenstücks, das meinen Freund ins Verderben stürzen sollte.“

„Und ich schließe mich dem Ausspruch des Herrn Doktors an,“ sagte mit schwacher Stimme der alte Aaron, „und spreche damit meinen vollen Glauben an Herrn Palms Unschuld aus.“

„Ein gewichtiger Ausspruch, Herr Kommerzienrat,“ sagte der Präsident, „um so bedeutungsvoller, da Sie in zwei Fällen arg geschädigt sind, bei denen der Name Palm genannt wurde. Welche Gründe bewogen ihn, auf die angesehenere, leichte und einträgliche Stellung bei Ihnen zu verzichten?“

„Nun, so leicht hat es ein Buchhalter wohl nicht. Er sagte mir, daß er als Lehrer wohl mehr wirken könnte, daß der Verkehr mit der Jugend ihn anzöge. Ich fühlte aber durch, daß eine tiefe Verstimmung über unser Erlebnis ihm den Verkehr in unserm Hause unmöglich machte.“

„Seltsam, wenn es sich um ein gutes Fortkommen handelt; man begreift, daß deshalb allerhand Schlüsse gezogen wurden.“

Die Damen seufzten tief auf, während Aktuarus Hamel, der mit hochrotem Kopfe in voller Thätigkeit war, Frau Willmann einen Blick des Einverständnisses zuwarf.

„Ich kann Ihnen, meine Damen, einige notwendige Fragen nicht ersparen,“ fuhr der Richter fort. „Sie heißen, verehrte Frau?“

„Ely Palm,“ schluchzte die junge Frau kaum hörbar.

„Kordelia Palm, Herr Präsident,“ verbesserte die Mutter.

„Kordelia? Gut! Geborene Willmann, wenn ich nicht irre, — wie alt sind Sie und wie lange verheiratet?“

„Ich bin vierundzwanzig Jahre alt und seit sechs Jahren verheiratet — —“ das übrige erstarb in lautem Weinen.

„Lassen Sie sich,“ fuhr der Richter bewegt fort, „ich muß auch Sie, als die Herrn Palm am nächsten Stehende, nach dem Messer fragen, — wie ist es damit?“

„Ich weiß nicht,“ war alles, was die Ärmste hervorbrachte.

„Und Sie, Frau Registrator Willmann, frage ich als Schwiegermutter und Hausgenossin des Verunglückten, ob Sie mir Aufschluß über diese Waffe geben können?“

Frau Willmann wandte sich schauernd ab. „Sie irren, Herr Präsident. Ich wohne für mich; nicht bei meinem Schwiegersohn, und kann keine Verantwortung für seine Sachen tragen.“

„Das sollen Sie auch nicht. Ich nahm an, daß Sie, wie vor einigen Jahren, bei Ihren Kindern lebten.“

„Nur so lange, als Palm des Herrn Kommerzienrats Angestellter war. Als er es für gut fand, seine Stellung aufzugeben, löste ich mein Verhältnis mit seinem Hause.“ Stolz warf sie den Kopf zurück.

„Fräulein Palm,“ — wie aus Träumen aufgeschreckt, erhob sich die schlanke Gestalt — „Ihr voller Name? Ihr Alter und etwas über Ihre Beziehungen und Erwerbsquellen?“

„Ich heiße Marianne Palm und bin einundzwanzig Jahre alt. Ich wohnte bei meinem Bruder, half im Haushalt und suchte durch Privatstunden und Handarbeiten etwas zu verdienen.“

Das alles sagte sie eintönig, wie auswendig gelernt hin.

„Bitte, sagen Sie uns über das Messer Ihre Meinung.“

Ihre Hand zitterte, als sie es prüfte.

„Es ist so,“ sagte sie dann rauh, „ich glaube, daß es früher ihm gehörte.“

„Seit wann nicht mehr?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Glauben Sie, daß es ihm genommen wurde?“

„Es muß wohl,“ sagte sie achselzuckend.

„Haben Sie irgend einen Verdacht?“

Sie neigte verneinend das Haupt.

„Sie wissen,“ ermahnte sie der Richter, „wie strafwürdig jedes Verschweigen und Bemänteln der Wahrheit ist.“

„Ich weiß, daß mein Bruder unschuldig ist, und daß mir alles an seiner Ehrenrettung liegt — alles!“ Damit trat sie zurück und sank wieder neben dem Toten nieder.

Echtermann ließ sie nicht aus den Augen; er merkte, daß ihr Knien an der Leiche, das Streicheln und Drücken der verschlungenen Hände den Zweck hatte, etwas an sich zu nehmen und vor den Augen des Gesekes zu verbergen.

Er sorgte sich um das leidenschaftliche Mädchen und blieb ihm zur Seite. Eine der erstarrten Hände lag krampfhaft geschlossen da. Wollte die Schwesterliebe hier ein Geheimnis heben? Plötzlich sah er, wie sich endlich die toten Glieder unter dem Druck ihrer fieberhaft arbeitenden Finger lösten und sie ihren Fund an sich nahm: ein rauhes Stückchen Zeug, mit einem glänzenden Punkt daran. Rasch steckte sie es zu sich.

„Marianne!“ rief er ihr warnend zu.

Entsetzt, sich beobachtet zu wissen, fuhr sie auf, dann traf ihn ein so stehender Blick aus ihren großen, thränenlosen Augen, ein Blick voll Herzeleid, der ihn zu ihrem Verbündeten machte. Mutter und Tochter wurden unterdessen nach Palms Lebensweise, nach seinem Verkehr gefragt. Frau Willmann klagte, daß er sich von seinesgleichen abgeschlossen und ein in sich gekehrtes Leben geführt habe. Auch Frau Elly gab zu, daß der Verstorbene leider von Jahr zu Jahr verschlossener geworden sei und sie dadurch oft geängstigt habe.

„Und Sie, Fräulein Palm, stimmen Sie dem zu?“

„Mein Bruder war ein Mann der Arbeit. Er durfte nicht feiern, wenn er seinen Hausstand genügend bestreiten wollte. Hat er dir je, — hat er uns wohl je einen Wunsch versagt, Elly?“

„Du magst recht haben, Marianne,“ antwortete die reizende Frau sanft, „jedoch —“ hier unterbrach ein Thränenstrom ihre Rede.

Frau Willmann kam ihr zu Hilfe. „Gestatten Sie der Mutter, für ihr oft gekränktes Kind zu reden. Glanzvolle Partien hat sie für Palm ausge schlagen, und wie hat er es ihr gelohnt? Nicht nur, daß sie eine mehr als bescheidene Stelle an seiner Seite einnahm —“

„Bitte, liebe Mutter,“ sagte Elly mit Würde,

„du sprichst von dem Manne meiner Wahl.“

„Sie, Frau Willmann, klagen Ihren Schwiegersohn an, daß er gute Gesellschaft gemieden habe?“

Hier ist jedoch Dr. Echtermann, der sich seinen Freund nennt?“

„Schon gut; fragen Sie ihn, wem zuliebe er kam. Ich glaube, er hatte so wenig Palms Vertrauen, so wenig es seine Gattin hatte oder irgend jemand, ausgenommen seine Schwester.“

„Machen Sie uns unsere Geschwisterliebe zum Vorwurf?“

„Insofern, daß die Nächste darunter litt — ja!“

„Elly! ich frage dich selbst: welche Frau auf Erden wurde mehr geliebt als du! Wie gerne hätte mein Bruder dir alle Herrlichkeiten der Erde geschenkt —“

„Nur kein Vertrauen! Wir haben nie den wahren Grund erfahren, warum er seine Stellung im Bankhause aufgab, — du aber, seine Schwester wußtest es.“

„O, da giebt es wohl öfter im Vorleben zwingende Gründe —“

„Sie hören es, Herr Präsident, in dieser Familie geht ein Gespenst um, das nie beim Namen genannt wird.“

„Statt Verdächtigungen,“ sagte der Richter streng, „müssen wir Thatfachen hören. Wollten Sie vielleicht andeuten, daß Ihr Schwiegersohn die gute Gesellschaft mied und schlechte aufsuchte?“

„Das ist wohl zu viel gesagt, Herr Präsident. Meine Tochter würde besser darüber Auskunft geben können.“

Ihr Schluchzen gewaltsam bezähmend, begann Frau Palm: „Er widmete sich mit großem Fleiße seiner Schule.“

„Sie wollen sagen, er bereitete junge Leute, die im Gymnasium zurückgeblieben, zum Freiwilligenexamen vor?“

„Ich glaube wohl,“ weinte sie leise vor sich hin.

„Was sagen Sie, Fräulein Palm, über seine Thätigkeit?“

„Er gab außerdem Privatstunden, von früh bis spät, mit Lust und Liebe.“

„Bei so großer Nachfrage und den hohen Unterrichtsgeldern durfte sein Auskommen beträchtlich sein, und doch wird über Dürftigkeit geklagt?“

„Nein, das gerade nicht,“ sagte die junge Frau stockend und, wie es schien, die Blicke ihrer Mutter vermeidend, „wenn ich bescheidene Wünsche aussprach, so wurden sie gewährt, auch zu einer kleinen Reise reichte es jedes Jahr aus; aber — wenn ich andeutete, daß mir ein geselliges Leben mit Gesellschaften sehr gefallen würde, stieß ich immer auf Widerstand. Fragte ich, wo das viele Geld, das er verdiente, bliebe, schwieg er.“

„Schätze erwirbt ein Lehrer nicht,“ warf Fräulein Palm ein, „und einen Notpfennig für die ungewisse Zukunft durfte er nicht vergessen, so wenig wie gelegentliche Unterstützungen anderer.“

„Hätte er sie nur an Würdige gegeben,“ sagte Frau Willmann, „aber da war ein so schlimmer Anhang in der Palmischen Familie, ein Jugendbekannter von Palm, der nur durch große Geldopfer beruhigt werden konnte.“

„Kennen Sie ihn auch, Fräulein Palm?“

In Mariannens Gesicht waren Schrecken und Sorge bei dieser Wendung des Verhörs zu lesen. Doch antwortete sie mit Fassung: „Seine Jugendbekannten sind wohl auch die meinigen, Hartmut Geißel hieß er.“

„Sein Beruf?“

„Ingenieur.“

„Ach was, Schlosser war er,“ rief Frau Willmann verächtlich dazwischen, „und sein Handwerk verstand er.“

„Geißel war ein ehemaliger Schüler meines Vaters,“ fuhr Marianne fort, „Pensionär unseres Hauses, daher die Beziehungen aus der Jugend. Später hat er sich in der Fremde zum Ingenieur ausgebildet.“

„Mag es aber darin nicht weit gebracht haben,“ fiel Frau Willmann ein, „er hatte so etwas vom Vagabunden an sich, und wenn Palm auf Abwege geraten, so ist dieser Patron dabei im Spiel, — das ist meine Ansicht.“

„Frau Willmann,“ rief Marianne, „das sagen Sie von meinem Bruder, mit dem Sie jahrelang unter einem Dache gelebt, der mit Ihrem Kinde am Altar gestanden, — Sie — Sie — o dann ist alles aus!“

Das verzweifelte Mädchen stützte sich gegen die Wand. Eine kurze Zeit lang blieb alles still, nur die Feder des Herrn Aktuarius glitt hörbar über das Papier. Dann fragte der Richter nach den Vorgängen der letzten Tage und des Abends vor dem Verbrehen. Frau Palm schilderte ihren Mann gedanken- und sorgenvoll.

„Auch unfreundlich?“

„D nein,“ antwortete sie weinend, „er nahm mich sogar plötzlich liebevoll in die Arme, tröstete mich, daß ich einen so ernstern Mann hätte, und machte mir ein paar Geschenke.“

„Und Sie, Fräulein Palm, — was wissen Sie darüber?“

„Ich habe nicht das Geringste darüber zu sagen.“

„Herr Doktor Echtermann, war Ihnen, als einem Freunde des Hauses, der genannte Geißel bekannt?“

„Gewiß, ich habe ihn vor Jahren bei der seligen Mutter Palm viel gesehen, nachher nur selten. Besonders gefiel er mir nicht.“

„Wann sahen und sprachen Sie Herrn Palm zuletzt?“

„Gestern, gegen Mittag. Ich rebete ihm zu, besser acht auf seine Gesundheit zu geben, sich nicht zu überarbeiten und wo möglich im Sommer ein Bad aufzusuchen. Er lehnte ab: der Mai blühe nirgends so schön wie in seinem kleinen Garten. Er hatte eine gleich glückliche Hand in der Pflege von Blumen, wie der von Menschen!“

„Sie schätzten ihn sehr?“

„Keinen mehr als ihn.“

„Und so gingen Sie ahnungslos auseinander?“

„Höre, sagte ich ihm noch, können wir denn nichts thun, um die Wolke zu zerteilen, die auf deiner Stirn liegt? — Ach, laß das, sie kommt und geht! —

Freund, diese Wolke geht nicht so leicht. — Hüte dich vor Sturm! — Wenn es sein muß, du Wetterprophet, wohl! Dann folgt auf den Sturm wohl Ruhe. — Wir reicheten uns die Hand, — es war zum Abschied.“

Der alte Herr Aaron führte sein seidenes Tuch an die Augen; Elly schluchzte, Mariannens Gesicht blieb farblos, sie faltete die Hände über ihrem wild klopfenden Herzen.

„Wie verlief der fernere Tag?“ forschte der Richter weiter.

„Wie alle andern,“ antwortete Frau Palm kleinlaut, „mein Mann hatte Unterricht zu geben bis acht Uhr abends; Mutter und ich kamen aus einem Konzert um neun Uhr heim. Zwischen zehn und elf Uhr erhob sich mein Mann rasch und bat mich, mich nicht zu beunruhigen, wenn er spät nach Hause käme, er habe eine Verabredung. — Wohl mit dem Doktor? meinte ich, er aber überhörte meine Frage, gab mir die Hand zum Abschied und verließ das Zimmer. Marianne folgte ihm, sie hatten draußen ein endloses Gespräch zusammen, ich fürchtete mich, besonders als sie gegen Morgen mit verstörtem Gesicht in meine Schlafstammer trat, um nach Hermann zu fragen.“

Man ließ die unglückliche Frau sich ausweinen; dann wurde sie gefragt, ob ihr Mann oft des Abends ausgegangen sei.

„Ach nein; er war sehr häuslich. Vor Jahren kam es öfter vor, immer, wenn Geißel sich gezeigt hatte.“

„Haben Sie auch jetzt gesehen oder gehört, daß er da sei?“

„Nein. Aber das mag doch der Fall gewesen sein, am Nachmittag, wo ich meistens auszugehen pflege.“

„Fräulein Palm, sind Sie in stande, uns Auskunft über die nächtliche Entfernung Ihres Bruders zu geben? Sie hatten ein längeres Gespräch mit Ihrem Bruder, bevor er das Haus verließ?“

„Dies Gespräch bezog sich auf häusliche Angelegenheiten, die ich ordnen wollte. Ich kann keine weiteren Aufklärungen geben.“ Damit lehnte sie sich, erschöpft wie eine Schwerleidende, zurück. Jeder sagte sich, daß ihr mehr bekannt war, als sie aussagte.

Inzwischen hatte der Gerichtsdiener eine neue Zeugin vorgeführt.

Voller Unlust, in einen so bedenklichen Fall verwickelt zu werden, und dabei doch im Bewußtsein, eine Rolle zu spielen, erschien die in der ganzen Stadt unruhlich bekannte Zauber- oder Kartengundel, oder wenn sie's allzuarg trieb, auch Hexengundel genannt. Durch einen schlichten Anzug wollte sie einen gediegenen Eindruck machen, dennoch schimmerte aus zahllosen Kleinigkeiten die alte Fußnärrin durch.

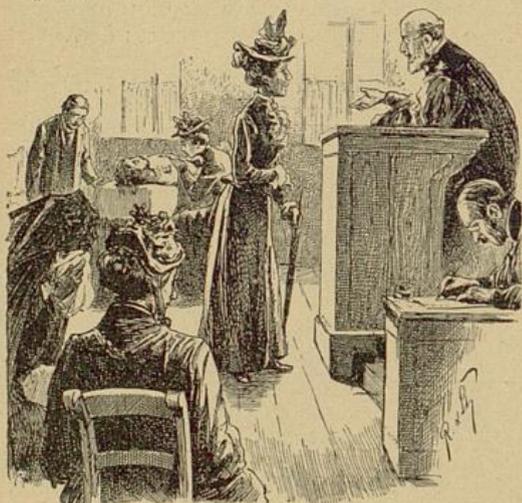
„Ihr Name?“

„Abelgunde Beaumont.“

„Ihr Lebensalter?“

„Siebenundvierzig Jahre.“

„Sind Sie verheiratet?“  
 „Unvermählt, Herr Präsident.“  
 „Ihr Beruf?“  
 „Als frühere Tänzerin der königlichen Oper lebe ich von meiner Pension.“  
 „Sie sind Ausländerin?“



Sie sollen aus Karten, aus der Hand wahr sagen und einen unerlaubten Handel mit Heilmitteln treiben.

„Ich bin eine gute Deutsche, aus Stuttgart gebürtig.“

„Man sagt Ihnen noch andere Erwerbsquellen nach. Sie sollen aus Karten, aus der Hand wahr sagen und einen unerlaubten Handel mit Heilmitteln treiben.“

„Was das erste anbetrifft, Herr Präsident, — welche ältere Frau legt sich nicht ihre Patience? Ich muß wohl eine große Auswahl und Fertigkeit darin besitzen, denn es finden sich häufig Damen bei mir ein, zuzuschauen und zu lernen — nicht für Geld! Aber wenn die guten Seelen wahrnehmen, wie knapp man bei der königlichen Oper zu leben hat, so fallen wohl zuweilen hochherzige Geschenke ab, die ich nicht zurückweisen darf. Und daselbe kann ich über die Heilmittel sagen. Sie haben schon vielen wohlgethan; ich verdanke sie zumeist einer lieben Jugendfreundin, der verstorbenen Frau Schulrat Palm.“

„War Ihre Frau Mutter wirklich in ähnlicher Weise thätig, Fräulein Palm?“

„Meine Mutter verstand sich auf Krankenpflege und hat mancher Leidenden beigehtanden.“

„Ihre Frau Mutter war schon früher verheiratet, bevor sie Ihrem seligen Vater die Hand reichte?“

Marianne wurde immer bleicher. Man sah, wie ihr die Herzensangst auf die Lippen trat, als sie die Frage bejahete.

„Mit einem Künstler, glaube ich?“

„Mit dem Musikdirektor Pfordten.“

„Und Sie können uns nicht sagen, weshalb die Ehe getrennt wurde?“

„Nein, ich weiß nichts darüber.“

„Fräulein Beaumont, ist Ihnen der genannte Geißel bekannt?“

„Ein wenig.“

„Von früh auf?“

„O nein, Herr Präsident, ich war schon über die erste Jugend weg, als ich ihn kennen lernte.“

„Und wo lernten Sie ihn kennen?“

„Das ist lange her, ich besinne mich kaum darauf, ich glaube aber gewiß, daß es im Palm'schen Hause war. Herr und Frau Schultat hielten ihn wie ihr Kind.“

„Erinnern Sie sich dessen auch, Fräulein Palm?“

„Ja; aber wir Geschwister waren noch Kinder, als er fortging.“

„kehrte er zu seinen Eltern zurück?“

„Ich weiß es nicht.“

„Fräulein Beaumont, was wissen Sie darüber zu sagen?“

„Ueber den fremden Jungen? — Daß er sehr hübsch war!“

„Ueber seinen ferneren Lebenslauf?“

„Nicht das mindeste.“

„Das ist auffallend, da Sie ihn doch schon als Kind gekannt haben und mit ihm in Verbindung geblieben sind.“

„In Verbindung? Das bestreite ich.“

„Hat er Sie nicht jedesmal besucht, wenn er hier war?“

„Jedesmal? Zuweilen hat er mich besucht, das ist recht.“

„Auch noch kürzlich, in den letzten Tagen?“

„Nun ja, aus alter Anhänglichkeit.“

„Und ein Unterkommen bei Ihnen gefunden in der Nacht?“

„In dieser letzten Nacht? Geißel bei mir? Wer das sagt, den möchte ich dreist der Lüge zeihen.“ Bei sich aber dachte sie: O diese Polizei, allwissend wie Gott, nur nicht so gnädig wie er! „Aber für eine Art Herbergsmutter sollen Sie mich nicht halten, Herr Präsident, dazu reichen Mittel und Räume bei mir nicht aus.“

„Herr Wirt zum Dornenbusch, — ist Herr Palm in voriger Nacht in Ihrem Lokale gesehen worden?“

„Zu Befehl, Herr Präsident.“

„Zu welcher Zeit? War er allein oder in Gesellschaft? Ziel Ihnen etwas Besonderes an ihm auf? Erzählen Sie!“

„Herr Palm kam gegen elf Uhr abends in mein Lokal, sah sich überall um, als ob er jemand suche, setzte sich an einen der vorderen Tische, um den Eingang zu übersehen, forderte eine Flasche Burgunder und zwei Gläser. Er saß die ganze Nacht durch, wie ein Mann in schweren Gedanken.“

„Die ganze Nacht? Ging er erst gegen Morgen fort?“

„Nein, er ging wohl um zwei Uhr, vielleicht schon früher, genau kann ich's nicht sagen.“

„Allein? Oder hatte er jemand gefunden?“

„Allein.“

„Und ließ sich der besagte Geißel nicht bei Ihnen sehen?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Auch tags zuvor nicht?“

„Danach mußte ich mich erst erkundigen. Der Mann ist mir ziemlich unbekannt, er kommt wohl dann und wann wie ein Zugvogel vorbei, aber jetzt glaube ich ihn lange nicht gesehen zu haben.“

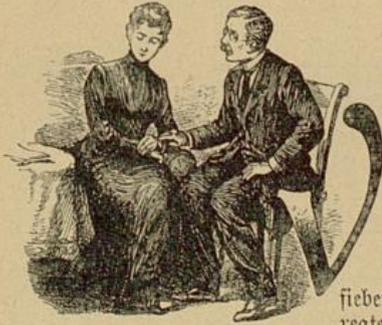
„Erinnern Sie sich seiner Anwesenheit zur Zeit des vorigen Einbruchs bei den Herren Wetter und Aron?“

„Darauf muß ich mich erst besinnen.“

„Nun, wir wollen Ihrem Gedächtnis nachhelfen; vor vier Jahren war es. Sie bewirtschafteten Ihren Dornbusch bereits seit Jahren, und sagten aus, daß Palm und Geißel sich oft bei Ihnen getroffen hätten.“

„Kann schon sein, Herr Präsident. Aber ein junger Anfänger hat der Sorgen genug, da vergessen sich Nebensachen.“

Nachdem noch die Angestellten des Bankhauses und die Arbeiter, die Palm gefunden, befragt waren, hatte das erste Verhör ein Ende. Eine unsagbar peinliche Stimmung lagerte über allen Anwesenden. Nur Herr Aktuar Hamel legte mit einem beinahe vergnügten Gesicht seine Akten aus der Hand. Der Korb, den er vor neun Jahren von der sechzehnjährigen



Elly erhalten, die ihren Palm damals schon gern sah, war gerächt.

\* \* \*

vor dem Gerichtsgebäude drängte sich indessen eine fieberhaft aufgeregte, ungeduldige

Volksmenge. „Da sind sie!“ schrie alles wild durcheinander, als die Damen oben auf den Stufen der Freitreppe sichtbar wurden. Nur mit Mühe gelang es Echtermann und dem Aktuar, ihnen einen Durchgang zum Wagen zu bahnen.

„Nach meiner Wohnung,“ befahl Frau Willmann. Elly stützte sich auf der Mutter Arm, Marianne saß ihr aufrecht gegenüber. „Ich hoffe, Elly, daß, wenn wir deine Mutter nach Hause geleitet haben, du mit mir gehen wirst?“

„In das Haus des Schreckens gehört mein Kind nicht mehr,“ erwiderte Frau Willmann.

„Elly, Elly, — denk an Hermann! Komm mit mir!“

„Davon kann keine Rede sein, Marianne,“ erwiderte die Alte streng, „fühlst du dich zu einsam ohne sie, so betrachte immerhin mein Haus als das deine.“

„Marianne, höre auf die Mutter, komm mit uns, komm,“ und sie umschlang sie zärtlich.

Marianne wehrte den Liebsungen nicht, doch sagte sie entschlossen: „Nein, ich bleibe da, wo er war, das ist meine Welt.“

So trennten sie sich ohne Groll, doch ohne Verständnis füreinander. Marianne fand in ihrem bescheidenen Heim, in dem jeder Blick die Todeswunde schmerzhaft berührte, ihren Freund, Heinrich Echtermann, ihrer harrend, wie sie es erwartet hatte. Ein festes Band, das der ersten Liebe, verknüpfte die beiden miteinander. Auf näherem Wege früher angekommen als sie, hatte er schon mit der Gärtnerfamilie, die auf demselben Grundstück wohnte, Rücksprache genommen und für sie gesorgt.

„Wie ich dich kenne, meine arme Marianne, bleibst du am liebsten für jetzt hier?“ Sie nickte zustimmend. „Dann wird, wenn es dir recht ist, die älteste Tochter deiner Hausleute in deinem Nebenzimmer schlafen, und unten in eurer Hinterstube der große Sohn, damit du einen männlichen Schutz für die Nacht hast.“

So war alles einfach und gut geordnet. Dann mußte das Begräbniß des teuren Bruders besprochen werden. Marianne kannte nur die eine Möglichkeit, ihn auf dem Kirchhof ihrer Gemeinde, wo an der Seite der Mutter eine Stelle seit Jahren bereit war, zu betten. Das Antlitz des Doktors wurde ernster, aber er erwiderte nichts und eilte ohne Zögern, alle Veranstaltungen dazu zu treffen.

Inzwischen saß Marianne in ihres Bruders Stube, still zurückgelehnt, in Nachdenken versunken. Bald kam der Doktor wieder mit einer bitteren Enttäuschung auf den Lippen. Die Behörde verweigerte ihre Erlaubniß, den gewaltiam zu Tode gekommenen anders als auf dem zum öffentlichen Krankenhaus gehörigen Friedhof zu beerdigen.

„So geht man mit Selbstmördern, mit Verbrechern um,“ sagte sich Marianne entrüstet, „Hermann ist weder das eine noch das andere.“ Um dem geliebten Bruder ein ehrliches Grab zu sichern, ließ sie für ihre mühsam gesammelten Sparpfennige, ihr Aussteuergeld, einen Doppelsarg von Eichenholz besorgen, der Jahrhundertten trocken und dormalcinst wieder herausgehoben und der einzigen Stelle zugeführt werden konnte, wo ihr Bruder die letzte Ruhe finden sollte.

„Wenn seine Unschuld an den Tag gekommen sein wird!“ dies war der einzige Gedanke, der sie erfüllte.

„Ich teile dein Vertrauen, meine Marianne, — warum nicht dein Geheimnis? Du weißt mehr, als du eingestehst; ich habe gesehen, wie du ein Unterpfeiler an dich nahmst, das wahrscheinlich vor den Richter gehörte. Ich beruhige mein Pflichtgefühl damit, daß du, Marianne, nicht unrecht handeln kannst! Aber ich begehre dein Vertrauen, unbefchränkt, lauter, wie die Liebe, die uns verbind.t.“

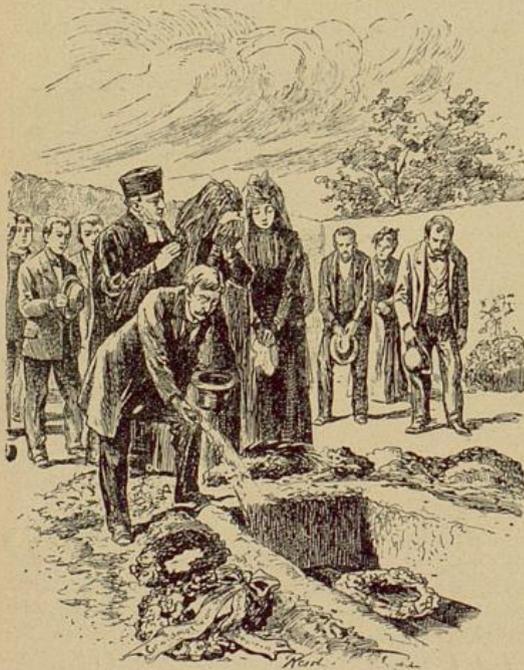
„Diese Liebe, Heinrich, würde dich ins Verderben stürzen, wie alle, die sich unserm Unglück zugesellen, — wir müssen uns trennen.“

„Trennen? Wovon sprichst du? Von etwas Unmöglichem, Unausführbarem. Nimm mir mein Leben,

alles, dich halt' ich fest, so fest, wie ich glaube, daß auch du mich im Herzen trägst!" Sie senkte den Kopf, und er fuhr fort: „Bin ich nicht einsam und heimatlos gewesen, ehe ich dich hatte, — ein armer Junge, dem Vater und Mutter früh gestorben waren, der erst auflebte, als deine Mutter ein freundliches Wort für ihn hatte. Cuer Haus wurde mein Paradies, du kannst mich nicht daraus vertreiben! Und du — ist dir denn mit deinem Bruder alles genommen? Ich verstehe die Tiefe deines Schmerzes, die Höhe deiner Aufgabe, um sie mit dir zu teilen! Gehöre mir an, Geliebte, dann haben wir dieselbe Familienehre, und ich will ihr ein treuer Wächter sein. Wenn wir unsern geliebten Toten zur letzten Ruhe gebettet haben, folgst du mir zum Altare!"

„Ich darf es nicht, mein armer Heinrich. Glaube aber nicht, daß meine Liebe in diesem Sturm verloren ging, o nein! Ich fühle bei deinen guten, treuen Worten zuerst, daß es auch für mich wieder Tag werden kann, aber noch lastet die Nacht über uns, und so lange darf ich, kann ich dir nicht angehören.“

Doch es giebt keine siegreichere Kraft als die Liebe. Marianne gab zuletzt den Versuch, sich von Heinrich zu trennen, auf. Er dagegen versprach, ihr Gelübde, nicht eher sein zu werden, bis der Verdacht von ihrem Bruder genommen sei, zu ehren.



Heinrich Echtermann warf die erste Handvoll Erde dem Geliebten nach.

In der Frühe eines wolken schweren Maimorgens wurde Hermann Palm zu Grabe gebracht. Auf fremdem Boden, ohne Sang und Klang. Und doch drangen hin und wieder leise Friedenstone an das

zermartete Schwesterherz. Vor allem war es ihr eine Genugthuung, ihre Schwägerin neben sich zu sehen. Das hatte Elly der Mutter abtuschend oder abzutrocken gewünscht, und ihr herzbrechendes Weinen an der offenen Gruft sprach für ihren Schmerz. Auch waren viele von Palms Schülern erschienen; zu einem geschlossenen Zuge durften sie sich nicht aufreihen, aber die meisten waren da.

Heinrich Echtermann warf die erste Handvoll Erde dem Geliebten nach, der

Geistliche des Krankenhauses sprach ein paar herzliche Worte, und dann schaukelten die Totengräber die Erde auf.



Wer ein schweres Leid zu tragen hat, wundert sich wohl, daß nicht die ganze Welt mit in Trauer geht, die Erde nicht still steht, die Sonne nicht zu scheinen aufhört.

Marianne sah ein, daß sie nicht dumpf dahinleben durfte, daß sie vielmehr um ihr künftiges Leben zu arbeiten und zu ringen hatte.

Zuerst erbarmte sie sich im kleinen Garten der Blumen, die ihr Bruder mit so viel Liebe gepflegt hatte. Wenn sie dieselben vor dem Verdursten durch Begießen rettete, oder vor Sturm und Regen durch Stützen und Festbinden schützte, wenn sie die trockenen Blüten ausschnitt und mit Teilnahme der Entwicklung der Knospen folgte, überkam sie zuweilen ein wohliges Gefühl, als ob sie dem Heißbetrauerten beque und Zwiegespräche mit ihm hielte.

Viele ihrer früheren Schülerinnen hatten sich wieder eingefunden, — nicht alle. Dafür waren neue hinzugezogen, Schwestern und Zugehörige der ehemaligen Schüler Palms, die ihr das Mitleid und die Achtung der braven Väter aus dem Bürgerstande zuführte. Wäre es auch nur gewesen, um dies ehrende Vertrauen zu rechtfertigen, sie mußte sich aufraffen und dem Leben angehören. Der Ertrag dieser Thätigkeit und die andere Erwerbsquelle, die ihr durch ihre große Fertigkeit in Handarbeiten und Musterzeichnen geboten wurde, reichten aus, ihre bescheidenen Ansprüche an das Leben zu befriedigen. Bei aller Arbeit und Sorge für den kommenden Tag nahm aber die eine für ihres Bruders Rechtfertigung die erste Stelle

ein. Ihr Verlobter unterstützte sie dabei aufs wärmste, verfolgte er doch ein doppeltes Ziel.

„Deinen Bruder freisprechen zu können, müssen wir den Schuldigen angeben; du hast Verdacht, und ich beschwöre dich, bei allem, was uns heilig ist, ein offenes Geständnis abzulegen.“

„Laß mich, Heinrich,“ sagte sie totenbleich, „es kommt nichts Gutes dabei heraus.“

„Mein Herzensmädchen, ich verstehe dich nicht. So lange dein Mund geschlossen bleibt, können wir nicht handeln.“

„Und wenn ich mein Geheimnis enthülle, gehen vielleicht unsere Ansichten auseinander.“

„Unsere Ansichten? Wollen wir beide denn etwas anderes, als meines Bruders Ehre retten?“

„Und darüber einen andern verderben?“

„Einen Missethäter, einen gefährlichen Verbrecher entlarven!“

„Dem Tode überliefern? — Ihn — du weißt nicht, wie nahe er uns steht!“

„Geißel? Kein anderer ist es; aber, was hast du, Marianne? Nahe könnte er dir stehen — dir?“

Sie neigte zustimmend das Haupt: „Wir hielten ihn für unsern Bruder —“

„Euren Bruder?“ schrie er entsetzt, „eures Vaters Sohn?“

„Der Mutter! Aus unserer armen Mutter ersten Ehe.“

Schtermann stieß einen Schreckensschrei aus und blieb, das Gesicht in beide Hände bergend, am Fenster stehen. Dann zog er sie in seine Arme und ließ sie an seinem Herzen weinen wie ein Kind.

„Ach, hättest du nicht gefragt, Heinrich! Nicht wahr, der Schlag traf dich hart?“ sagte sie leise, sich aus seinen Armen lösend.

„Ach, jetzt erkläre ich mir Hermanns düstre Art, seine Grübeleien. Du sagst, »wir hielten ihn für unserer Mutter Sohn« — Marianne, wie ich sie gefamnt habe, war sie nicht die Frau, ein Kind zu verleugnen, und wäre es ein misgratenes!“

„Die Mutter sprach nie von ihrer ersten Ehe, die durch etwas Schreckliches getrennt sein mußte, nie von ihrem Gatten.“

„Es heißt, sie hätte ihn sehr geliebt! Wäre er noch am Leben, so würde er uns die Wahrheit sagen — und die böse Gündel wird auch Bescheid wissen.“

„Ich weiß nur,“ begann Marianne, „daß ein älterer, großer Knabe mit uns beiden aufwuchs, daß Vater und Mutter sich mit ihm abmühten, daß seine Streiche uns ängstigten, daß die Mutter oft mit heißen Thränen für ihn beim Vater um Geduld bat, bis eines Tages sich etwas Unerhörtes ereignete, Schlösser erbrochen, Gelder geraubt waren und der große Junge nicht mehr zum Vorschein kam. Ich war noch zu klein, und das Ganze schwebt mir wie ein Traumbild vor. Vielleicht war Hartmut gar nicht der Schuldige, denn er ist später noch oft als Gast bei uns erschienen, aber ich glaube erst nach des Vaters Tode. Die Mutter nahm ihn immer mit Güte und Befangenheit auf, und sie machte

darüber, daß er nicht zu vertraulich mit uns verkehrte.“

„Mit Recht, — er schien dich zu lieben, Marianne.“ Sie atmete tief auf. „Ich kann es nicht in Abrede stellen, und dieser eine Zug könnte ja unsere Befürchtung widerlegen, wenn nicht —“

„Nein, nein, er gehört nicht zu euch! Von deiner Mutter konnte ein solches Kind nicht ausgehen. Sie, in ihrer Herzensgüte, nahm sich nur seiner um des einst geliebten Vaters willen an. Wir dürfen, wir müssen ihn zur Rechenschaft ziehen.“

„Wie oft sagten wir uns das! Wie schwer kämpfte Hermann nach dem ersten Einbruch bei Wetter und Aaron.“

„Ihr zweifeltet nicht, daß er es war?“

„Nein. Er weilte damals lange hier und besuchte Hermann im Bureau, so oft er konnte, das Haus und die Zugänge kennen zu lernen. Im übrigen ist er ein Zauberkünstler und voll Kraft und Berwegenheit.“

„Armer Hermann, wie schwer mag seine Gewissenhaftigkeit an dieser Bürde getragen haben! Aber, Marianne, die Spur muß verfolgt werden, so lange sie frisch ist. Was war es, das du der lieben Hand des Toten entrißest?“

Marianne legte zitternd ihren mühsam errungenen Fund auf den Tisch, ein Lappchen wollenen Stoffes, an dem ein Messingknopf noch eben etwas befestigt hing.

„Aus einer Weste gewaltsam losgerissen?“

„Ach im Todesringen! Das Bild verfolgt mich Tag und Nacht, ich sehe das Wams vor mir, das Hartmut wenige Tage vorher bei uns an sich trug.“

„Du kennst ihn so nahe? Du bist deiner Sache gewiß?“

„Es war in später Dämmerung, und ich leuchtete ihm hinauf, — hier hin — in Hermanns Stube.“

„Warst du gegenwärtig bei ihrem Gespräch?“

„Nein. Aber Hermann sagte mir nachher, daß er ihm auf dringendes Bitten versprochen habe, mit ihm in — du weißt, in der Schreckensnacht — im Dornenbusch zusammenzutreffen.“

„Um elf Uhr! Und Hermann ging — wie konnte er?“

„Mit schwerem Herzen. Er that es in der Hoffnung, Schlimmes zu verhüten.“

Ein Wort von ihm hätte Geißel unter polizeiliche Aufsicht gestellt und dem Unheil vorgebeugt.“

„Dies eine Wort, Heinrich, es war ein schweres Geschick für uns, durste nicht von uns ausgesprochen werden. Wir schwiegen aus Kindesliebe. Die Mutter bekam oft Briefe von Hartmut, die sie gleich verbrannte, zuweilen auch von ihrem ersten Gatten, die sie auf den Sohn zu beziehen schienen und sie immer sehr trübe stimmten. Dann wurde sie krank und starb. Unsagbare Angst folterte die Aermste kurz vor dem Tode, und sie nahm mir das Versprechen ab, diesem Hartmut nie anzugehören. Als ich die Zumutung entrüstet zurückwies, sagte sie: Armes Kind, Hartmut gehört zu denen, die durchsetzen, was sie wollen.“

„Marianne, das ist doch ein Beweis gegen euren Argwohn —“

„Für uns nicht; denn alsbald begann sie ihn uns ans Herz zu legen, als einen armen Heimatlosen zu schildern, der nur durch Liebe gezähmt werden könne. Schwört mir, daß ihr zu ihm stehen wollt in Gefahr! Schont ihn, thut ihm nichts zuleide!“

Echtermann blickte starr vor sich hin: „Und ich glaube doch, ihr seid nicht von einem Stamm.“

„Aber dürften wir unser Wort brechen?“

„Ein seltsames Geschick verhängte da die Mutter über euch. Sie sprach wohl nur im Fieber.“

„Ach nein, sie war bei Bewußtsein. Zuweilen steigerte sich ihre Angst aufs höchste; es lag etwas auf ihr, dem sie keinen Ausdruck zu geben wußte, sie forderte Bücher und durchblättere sie, alte Schubfächer mußte ich ihr vors Bett tragen, sie suchte, suchte, ohne zu finden, sie wollte reden, und die Worte fehlten ihr. Endlich kam das Ende wie ein Gnadengeschenk. Das Wort, das wir ihr gaben, ist uns heilig.“

Ein schwerer Seufzer gab ihr Antwort darauf. „Wohl, halte es, wenn dein Argwohn, einen Bruder schonen zu müssen, zur Gewißheit wird. Erweist er sich als Irrtum, so haben wir beide die heilige Pflicht, ihn zur Strafe zu ziehen und die Unschuld des wahren Bruders ans Tageslicht zu bringen.“

Schon in aller Frühe des nächsten Morgens begehrte Echtermann Einlaß in die Wohnung der ehemaligen Tänzerin. In größter Unordnung fand er dort alles vor.

„Was verschafft mir die Ehre so hohen Besuchs?“ fragte sie, indem sie ihrem Gaste den besten Sessel hinschob, „ich errate schon, was Sie herführt.“

„Ich bin seit kurzem als Armenarzt dieses Stadtviertels angestellt und mache meinen Rundgang,“ war seine kurze Antwort.

„Und ich bin, wenn auch arm, so doch nicht krank, und somit hätte sich der Herr Doktor nicht herzubemühen brauchen,“ antwortete sie schnippisch.

„Allen Respekt,“ erwiderte er unbeirrt, „daß Sie trotz Ihrer Kurpfuscherei gesund bleiben. Diese auf ihren Wert zu prüfen, bin ich da.“

„Das glaube ich Ihnen nicht! Ich widerspreche ungern, aber das machen Sie mir nicht weis, daß die Sorge um meine paar Pflöckchen und Latwergen Sie herführt —“

„Doch, die Sorge um den Schaden, den Sie damit anrichten können —“

„Oder der Klasse der Herren Aerzte zufügen, — ich verstehe.“

„Fräulein Beaumont, ohne Redensarten: ich wünsche, daß Sie mich genau mit den Mitteln bekannt machen, die Sie anfertigen und verkaufen.“

„Ich verkaufe nichts und habe darum auch nichts zu zeigen.“

„So werde ich eine Haussuchung anordnen lassen.“

„Wann?“

„Sofort. Ich habe Polizei in der Nähe.“

Gundels Gesicht zog sich in die Länge: „Ich will Ihnen die paar Säckelchen lieber zeigen.“

„Gut,“ antwortete Echtermann. Er wußte jetzt, daß es hier mehr zu verbergen gab.

„Damit wollen wir schon fertig werden, Doktorchen. Ich meinte, Sie kommen im Auftrage des Fräuleins Palm.“

„Ich komme aus eigenem Antrieb,“ antwortete Heinrich kühl, „aber was Sie mir da zeigen, sind ja eingetrocknete Sachen. Rücken Sie gefälligst mit Ihren neuesten Mittelchen heraus.“

„Sie sehen so hübsch und so gut aus,“ sagte sie mürrisch, „und können einen so quälen.“ Dabei zog sie ein anderes Fach auf, in dem ein Gemisch von Pulvern, Pasten, Kräutern zwischen unsauberen Karten, Haarschleifen zum Vorschein kam. Der Arzt that seine Schuldigkeit, untersuchte, beroch, schmeckte, schrieb seine Beobachtungen auf und nahm verschiedenes an sich. Adelsgunde folgte ihm mit lauernen Blicken. Als er ihr andeutete, daß sie wieder einpacken könne, glaubte sie schon, gewonnenes Spiel zu haben.

„Jetzt wollen wir 'mal noch von dem Tode meines Freundes Palm reden. Sie wissen mehr darüber, als Sie vor Gericht ausgefragt haben. Ich verlange die volle Wahrheit!“

„Sie wollen mich doch nicht mit der unseligen Geschichte in Verbindung bringen?“

„Ich frage Sie nur nach Hartmut Geißel. Es ist erwiesen, daß derselbe stets ein Unterkommen bei Ihnen gefunden, und da Sie beschränkt zu wohnen scheinen, so frage ich Sie, was Sie veranlaßte, ihn bei sich aufzunehmen.“

Mitleid mit dem armen Schelm, der von seiner Geburt an jedem im Wege gestanden hat, von dem der Vater nichts wissen wollte, die stolzen Geschwister erst recht nicht.“ Echtermann hörte gepannt zu. „Und was haben sie nun jetzt alle gegen ihn? Soll er nicht gar geraubt und gemordet haben? Dabei ist er doch in derselben Nacht ganz ruhig hier gewesen.“

„Sie widersprechen sich, im ersten Verhör haben Sie das Gegenteil gesagt. Ohne Umschweife! Wie war Ihr Schützling in dieser letzten Nacht gekleidet?“

„Ich glaube beinahe, daß er einen wollenen Anzug trug, Weste und Jackett überein.“

„Grau in grau? Und brachte er sein Zeug wohl ganz rein und heil wieder nach Haus?“

„Was meinen Sie?“ Ihre Augen blickten ihn starr an.

„Man hat an der Mordstelle etwas gefunden“

„Was Sie sagen!“

„Und da der Anzug überdies Blutspuren tragen konnte, so mag er ihn abgelegt und versteckt haben.“

„Daß Sie gerade diesen von den beiden Brüdern anklagen! Hatte doch der andere die ganzen Taschen voll Gold, und seine waren leer!“

„Still davon!“ rief er ihr entgegen, „geben Sie mir das Wams —“

„Ihnen käme es nicht zu, — doch habe ich es auch nicht.“

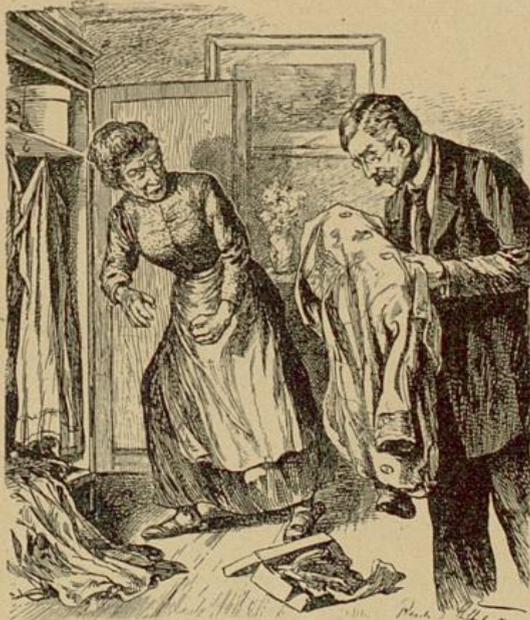
„So wird das Gericht statt meiner nachforschen.“ Gundel schien zu überlegen; bis er die Polizei herbeiholte, konnte sie das Stück geborgen haben. Darum verharrte sie in Troß.

„Meine Zeit ist gemessen,“ erwiderte der Doktor; „wenn Sie mir den geforderten Gegenstand nicht auf der Stelle ausliefern, so wird die Polizei, die unten nur auf einen Wink von mir harret, Ihre ganze Habe durchsuchen.“

Damit näherte er sich dem Fenster. Gundel stellte sich hinter ihm auf die Fußspitzen und erblickte in der That unten auf der Straße die gefürchtete Polizei.

Kreisend fiel sie ihm in den Arm, ihn zurückzuführen.

„Ich hole zur Stelle, was ich habe.“ Wütend schloß sie einen Schrank auf und griff mit zitternden Händen nach dem ersten besten Stück. Ohne etwas zu berühren, zeigte der Doktor auf ein Päckchen, das am Boden des Schrankes lag. Sie warf es ihm vor die Füße. Wie es auseinanderrollte, zeigten sich



Gundel knirschte mit den Zähnen, daß sie versäumt hatte, diesen Verräter zu vertilgen.

große Flecken, die weder dem Wasser noch den Künsten der Alten gewichen waren. Echtermann nahm das gewichtige Unterpfand, an dem ein herausgezerrtes Stück und ein Knopf fehlten, an sich. Gundel knirschte mit den Zähnen, daß sie versäumt hatte, diesen Verräter zu vertilgen.

Eines hatte Echtermann erreicht: über die Persönlichkeit des Verbrechers war jeder Zweifel gehoben, nicht aber über seine möglichen Beziehungen zu Marianne. Der Musikdirektor Pfordten selbst konnte nichts mehr aussagen, er war schon lange tot.

Nur langsam verstrich die Zeit den Vielgeprüften. Aber wie sich ein Tag an den andern reihte, wie aus Wochen Monde und Jahre wurden, da kehrte allgemach die alte Lebenskraft wieder; die Bürde

wurde zur Gewohnheit. Marianne lebte still in der Arbeit, unter ihren Blumen, Heinrich unter seinen Kranken.

Zu ihrem Freundeskreise war vieles anders geworden. Hermanns jugendliche Witwe hatte ihrem früheren Anbeter, dem Aktuar Hamel, ihre Hand gereicht. Es schien ihr nicht leicht zu werden, aber die Mutter sagte, es sei wohl an der Zeit, den bescholtenen Namen los zu werden und statt Elly Palm Kordelia Hamel zu heißen.

Mariannens Befürchtungen für Heinrich sollten sich im Anfang bestätigen: manche Familie der Stadt kündigte ihm die Kundschaft wegen seines Verkehrs mit der Schwester Palms. Ihn kümmerte das wenig. Sein rasches, menschenfreundliches Wirken sicherte ihm bald ein reichliches Auskommen und die besten Hoffnungen für die Zukunft, besonders, als ein glücklicher Zufall ihn mit dem kleinen Erbprinzen des Landes zusammenführte. Der kleine Erbprinz hinkte leider ein wenig auf dem rechten Bein. Trotz seines Gebrechens war er schon früh in die edle Reitschule eingeführt. Eines Tages, als er, seiner Begleitung voranstürmend, einer lärmenden Straßenlokomotive zu nahe kam, scheute sein Pony und jagte mit dem gängstigten Knaben in rasendem Ungestüm weiter. Echtermann, des Weges kommend, erkennt die Gefahr und stürzt sich unerschrocken dem rasenden Tiere entgegen, trägt den anprallenden Stoß, hält es mannhaft fest, bis das Gefolge herbeieilt, den Prinzen und ihn aus der Gefahr zu befreien. Von dieser Stunde an liebte das warmherzige Kind seinen Retter; es beehrte ihn zum Arzte, und da Heinrichs Behandlung dem kranken Gliede Besserung brachte, stieg sein Ansehen in der Stadt wie mit einem Zauberbeschlage. Manche Mutter sah mit Wohlgefallen dem tüchtigen Manne nach, der so gut für eine ihrer Töchter gepaßt hätte, der aber die Thorheit beging, sein Herz einem Mädchen mit bescholtenem Namen zu schenken, von dem man nichts wußte, als daß es ein fleißiges, stilles Leben führte und gegen Ende der zwanziger Jahre noch ebenso frisch und schön zu sein schien, wie im Beginn derselben.

Inzwischen war auch Herr Aron, dessen Haus die zweimaligen Schäden glücklich überwunden, gestorben. Und bald darauf brachte Heinrich seiner Marianne die Nachricht von der Kartengundel Ende. An einer Blutvergiftung, die sie sich bei ihrer noch immer heimlich betriebenen Quackalberei zugezogen, war sie gestorben. Heinrich eilte, ihr beizustehen, und vielleicht angesichts des Todes Aufschluß von ihr zu erlangen. Umsonst! — sie war dahin — und ihr Geheimnis war mit ihr ins Grab gesunken.

Und doch wurde ihr Tod für das fernere Leben der geprüften Liebenden von Bedeutung. Marianne erhielt eines Tages den Besuch einer ärmlich gekleideten Frau, die ihr zaghaft eine Bitte vortrug. Ihr kleiner Sohn leide an Krämpfen, für die ehemals die Kartengundel ein Heilmittel besessen, das ihnen leider durch ihr Absterben entzogen sei. Die betrübte Mutter erinnerte sich aber, daß die verstorbene Frau Palm

im Besitze dieses Mittels gewesen sein sollte, wie Gundel gesagt habe, und nun bäte sie das Fräulein, ihr damit zu Hilfe zu kommen. Marianne versprach der gequälten Mutter Unterstützung. Sie forschte in ihrer Mutter Papiere, aber sie fand das Mittel nicht. Sinnend dachte sie der alten Tage; da stand noch ein Kästchen in der Tiefe des Schreibtisches verborgen, das wohl seit langem nicht berührt worden war. Trotz der späten Abendstunde öffnete sie es. Und da fand sie auch alle Briefe wieder, die von Vater, Mutter, die ihrigen und die des beweinten Bruders sorglich geordnet nebeneinander. Als sie die letzten herauszog — Briefe, die er aus der Ferne an die Mutter geschrieben —, da glitt ein versiegeltes Blatt mit der Mutter Handschrift in ihre zitternden Hände. Gespannt und erregt begann sie zu lesen: „Geliebte Kinder, es ist mir immer schwer gewesen, von meiner Vergangenheit zu reden. Ihr aber habt ein Recht, sie zu kennen, ich die Pflicht, sie euch zu zeigen. Nichtet milde und behaltet mich lieb. — Nach einer glücklichen Kindheit in meiner lieben Eltern Hause, als ihr einziges Gut gehegt und gepflegt, eröffnete sich mir eine strahlende Jugendzeit. Mein Herz schlug ihr feurig entgegen, — schon beim Eintritt in das neue Leben hatte mich die Liebe berührt. Ihr habt von Viktor Pfordten gehört, dem genialen Musiker, der aus dem Norden zu uns kam. Seine Lieder waren ihm vorangesungen; sie werden noch heute gesungen. Schon bei unserer ersten Begegnung hatte er mir sein Herz geschenkt und das meine widerstandslos gewonnen. Meine Eltern warnten. Sie hätten mich eurem seligen Vater lieber gegeben, der ihnen eine größere Bürgschaft für mein Glück zu bieten schien. Unsere Liebe aber besiegte jeden Einspruch. Wir heirateten uns, und bis ins vierte Jahr hinein hielt ich mich für die glücklichste und geliebteste Frau auf Erden.

In eine der Mansarden unseres Hauses zog ein hübsches Mädchen von auswärts, das als Tänzerin an der königlichen Oper, an der mein Mann als Musikdirektor angestellt war, engagiert wurde. Sie machte uns ihren Besuch, und ich fand in meiner Arglosigkeit nichts dabei, denselben zu erwidern und in einen ungezwungenen Verkehr mit ihr zu treten. Nicht auf lange; die Eltern und meine Bekannten wußten viel Nachtheiliges über Adalgunde Beaumont zu sagen, keiner aber mehr als mein Mann; und da auch sie in ihrem ersten Ansturm bald erkaltete, so löste sich unser Verhältnis so leicht, wie es geknüpft war. Bald merkte ich, daß man nur flüsternd ihrer erwähnte; kam in Viktors Gegenwart die Rede auf sie, so hätte ich an der gereizten Schärfe, mit der er über sie sprach, fühlen müssen, daß hier etwas aus den Fugen ging. Eines Tages sah ich vom Fenster aus, daß sich die beiden Zeichen des Einverständnisses gaben. Noch immer vertrauend, redete ich Viktor darauf an. Es folgte eine Aussprache, die eine unüberbrückbare Kluft zwischen uns riß. Mein Mann zeigte bittere Reue, beteuerte, nur mich zu lieben, und versprach völlige Umkehr. Aber der

fortgesetzte, geheimgehaltene Treubruch an meiner Seite untergrub mein Vertrauen für immer. So willigte ich denn in die Scheidung, die meine Eltern forderten. Aber ich bat darum, mir das arme Kind Adalgundens, die unschuldige Ursache meines Unglücks, zu überlassen. Ich habe viel Grund gehabt, diesen Schritt zu bereuen. Trotz aller Nachsicht und Liebe wuchs Hartmut in unserm Hause als ein verschlagenes Kind auf. Seine Schönheit, Körperkraft und die reichen geistigen Anlagen, mit denen er ausgestattet war, beförderten bei ihm eine überhäufte Entwicklung, welche jeden Einfluß seiner Erzieher erschwerte. Die Zeiten änderten sich, als ich die Gattin eures seligen Vaters wurde, der zum guten Engel meines Lebens bestimmt war, als ich durch euch, meine geliebten Kinder, die höchsten Freuden kennen lernte.

Auch ihr erinnert euch des Gefährten eurer Kindheit, der nach einer bösen That, der Beraubung unserer Kasse, unser Haus verlassen mußte. Sein Vater, der seit unserer Trennung in Paris untergekommen war, nahm ihn zu sich und ließ ihn zum Ingenieur ausbilden. Ich weiß nicht, ob es ihm besser gelungen ist, als uns, einen ordentlichen Menschen aus ihm zu machen. Seine zeitweiligen Besuche bei uns haben mir kein sicheres Urtheil darüber gegeben, wohl aber die Befürchtung, daß er dich, meine Marianne, zu lieben und zu begehren scheint. Halte dich hoch ihm gegenüber, mein Kind, aber verachte ihn nicht! Siehe auch du, mein Herrmann, mit deinem männlichen Ernst dem unständigen Willkürling bei! — Schon ihn, — behandelt ihn wie einen weit ab verirrten Bruder, und sucht, ihm auf den rechten Weg zu helfen, alles um der Liebe willen, die nimmer aufhört! Dies ist das letzte Wort eurer Mutter, der ihr das Licht und das Heil ihres Lebens geworden seid.“

Erst in der Morgendämmerung erhob sich Marianne rasch, warf sich auf ihr Bett, um sich noch ein paar Stunden Schlaf zur Stärkung zu gönnen. Als sie nach kurzer Rast erwachte, war der Morgen schon vorgeschritten. Wie hell und licht war der Tag, der ihr aufging. Sie kleidete sich an, steckte den Brief zu sich und eilte, um am Grabe der geliebten Mutter zu beten.

Dann ging sie festen Schrittes einen Weg, den sie bisher nie betreten hatte.

Doktor Ehtermann bereitete sich auf seine frühe Sprechstunde vor, als eine sichere Hand an seiner Glocke zog. „Marianne?“ rief er freudig bestürzt und las die gute Botschaft in ihrem Gesicht: „Ich habe nur einen Bruder, — ihn, Herrmann, — und er fordert seine Ehre von uns.“

Heinrich las tiefbewegt den Brief der Mutter. „Jetzt müssen wir handeln,“ rief er bestimmt aus. Dann führte er seine Braut nach Haus und begab sich von da zum Präsidenten, demselben, der damals das erste Verhör leitete. Der Richter ging mit Theilnahme darauf ein und verhehlte nicht, daß die geheimnißvolle Persönlichkeit des Hartmut Geißel

schon seit Palms rätselhaftem Tode eine Rolle in den Akten der geheimen Polizei spielte, daß aber leider seine Spur verloren gegangen; auch nach dem Tode der Tänzerin Beaumont, die man für seine Mutter gehalten, sei er nicht aufgetaucht, um die mögliche Erbschaft an sich zu nehmen. Von heute an würden die Nachforschungen verschärft, um des gefährlichen Verbrechers, wenn er noch am Leben sein sollte, habhaft zu werden.

In der äußeren Lage der Liebenden war nichts anders geworden. Beide hatten mit Geduld und Mut zu kämpfen.

Wieder war es zur Sommerszeit, ein Jahr nach Mariannens Entdeckung, als ihr Verlobter gegen Abend den Besuch eines Beamten der geheimen Polizei erhielt, der ihn aufmerksam machen sollte, daß seit der vorigen Nacht eine Person im Stadtgebiet bemerkt worden sei, in der man trotz geschickter Verkleidung Hartmut Geißel vermute. Echtermann eröffnete in wenigen Worten dem Polizisten seine Besorgnis, daß der Gesuchte die ehemalige Wohnung Palms, in der dessen Schwester noch wohne, betreten würde, und verlangte, die Nachforschungen dorthin zu lenken und vor allem das entlegene Haus zu sichern. Er selbst eilte unverzüglich zu Marianne. Diese saß in ihrem Zimmer, emsig an einer Sticerei arbeitend. Plötzlich geht unten die Hausthüre, ohne daß die Glocke anlingt, es kommt jemand mit leisen Schritten die Treppe herauf, gerade auf ihre Thüre zu, — und ehe sie sich erheben konnte, steht Geißel vor ihr.

„Zurück!“ ruft sie aus; die starre Lähmung, die sie überfiel, weicht, als er mit ausgebreiteten Armen sie umfassen will.

„Ein liebevoller Empfang,“ sagte er endlich, „den du deinem Bruder bereitest!“

„Bruder? Sprich das Wort nicht aus.“ Sie hielt sich für verloren, da er die einzige Ausgangsthür verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hat. Immer aufdringlicher wurde er, sie rangen schon miteinander, da kam ihr der Gedanke, sich durch das offene Fenster zu retten. Der kühne Sprung gelang. In demselben Augenblick erschien Echtermann; er beruhigte Marianne, warf sich dann dem Eindringling entgegen, der die Thür geöffnet hatte und von der Treppe aus entkommen wollte. Aber dort empfing ihn die Schutzmannschaft, die Echtermann gefolgt war. Vor der bewaffneten Ueberzahl taumelte der Verbrecher zurück, ihm blieb nur derselbe Ausweg durchs Fenster. Er wählte ihn auch ohne Bedenken, aber nicht mit demselben Glück; er zog sich eine Verrenkung zu.

In der langen Muße seines Krankenlagers kam der Verbrecher zu der Einsicht, daß ein offenes Bekenntnis für ihn geboten sei. Und so erfuhr denn, als er so weit genesen war, daß man ihn vors Schwurgericht fordern konnte, die neugierige Menschenmenge alles. Der erste Einbruch war sein Werk wie der zweite. Einen Mord hatte er nicht beabsichtigt,

aber nicht für ausgeschlossen gehalten und daraufhin sich „seines Freundes“ Messer anzueignen gemußt. Diesen Freund, in dessen Hause ihm nur Gutes widerfahren, hatte er um seine Stellung, seinen guten Namen, sein Leben gebracht. In der nächsten,

letzten Begegnung, die er nur veranlaßt hatte, um Palm zu verdächtigen,

war diesem die Bluthat, deren



„Zurück!“ ruft sie aus; die starre Lähmung, die sie überfiel, weicht.

Spuren der Mörder nicht verbergen konnte, offenbar geworden, und in heißem Ringen suchte er sich seiner und des fremden Gutes, daß er für andere retten wollte, zu bemächtigen. Der Unglückliche unterlag in diesem Kampfe und wurde von seinem Gegner zum ewigen Verstummen in das verschwiegene Wasser gedrängt. Der zweifache Mörder entkam durch die Gefälligkeit seines Wirtes und die Mithilfe der Zaubergundel, seiner Mutter. Auf Grund seines Geständnisses sprachen die Richter das Todesurteil. Marianne hatte inzwischen versucht, ihm eine mildere Strafe zu erwirken, und nicht ohne Erfolg. Denn wie konnte der junge Freund ihres Heinrich, der warmherzige Erbprinz, der seinem Arzte Leben und Gesundheit verdankte, den Thränen des schönen Mädchens, das für seinen Todfeind um Gnade bat, widerstehen? So wurde die Todesstrafe in eine lebenslängliche Gefängnisstrafe umgewandelt.

Inzwischen war für die Vielgeprüften der heißersehnte Tag der Sühne gekommen. In der Frühe eines Herbstmorgens wurde des armen Hermann irbische Hülle der fremden Scholle enthoben und ihrer Bestimmung, an der Seite lieber Eltern zu ruhen, zugeführt. Die stille Feier sollte im Verborgenen vor sich gehen, aber die Kunde davon hatte ein angesehenes Gefolge zusammengerufen. Eine späte Abbitte, die in Mariannens Augen gar leicht wog gegen die frühere Ehrentränkung. Sie aber hatte ihr Ziel erreicht, und wer sie, so groß und so demütig dabei,

zu Häupten des teuer errungenen Grabes dastehen sah, der fand es erklärlich, daß ein Echtermann ihr Genosse und Mitkämpfer geworden war.

Beide verweilten noch lange, als die Menge auseinandergegangen war, an der Schmerzensstätte, den letzten Tag ihres ernstern Brautstandes zu feiern. — Ein stilles Weinen in der Nähe und eine Bewegung im Gebüsch sagte ihnen, daß sie nicht allein waren: Frau Cordelia warf sich in heftigem Schmerz an Mariannens Brust, ihre Thränen flossen wie die eines Kindes. „Habe Dank, Marianne, und vergieb mir! Er war der beste von allen — und ich vergesse ihn nie! Aber was thut man nicht einer Mutter zuliebe?“ Damit entschwand sie, und sie sahen ihre zierliche Gestalt wie einen Schatten leise an den Grabsteinen vorübergleiten und im grünen Dickicht verschwinden.

Am nächsten Tage standen Heinrich und Marianne am Altare, um das bindende Ja für die Ewigkeit auszutauschen, ein gepflühtes und bewährtes Paar, noch immer schön und jugendlich geblieben in der Einsamkeit, die ihre reine Liebe und die Größe ihrer Aufgabe um sie gebildet hatte.

Ihr Hochzeitsstag wurde der erste glückliche von vielen



Am nächsten Tage standen Heinrich und Marianne am Altare.

nachfolgenden, aus denen sich ein gesegnetes, sonniges Familienleben entwickelte, wie sie es zuvor nicht gekannt hatten.

### Ein Opfer.

Im schönen, wundervollen Wonnemonat Mai des Jahres 1870 traten der junge Landwirt Augustin Krebsler und seine Braut, Theresia Maier, vor den Traualtar, um den Bund fürs Leben zu schließen, und es war ein heiliger Bund, den sie da schlossen, geheiligt und legitimiert nicht nur durch das Standesamt und den Segen des Priesters, sondern durch jene höhere Weihe, durch die wahre Liebe, die Gott selbst giebt.

Sie waren noch mitten drin in den Flitterwochen, denn die Flitterwochen herzlichster Liebe sind von längerer Dauer, — da zuckte der elektrische Funke durch alle Drähte in den deutschen Landen mit dem Ausgang: „Krieg gegen Frankreich!“

Das gesamte Deutschland, der Norden und der Süden, sich wohl erinnernd der Schmach, die es durch Frankreich schon so oft erlitten, stand auf wie ein Mann und schärfte das Schwert zur Abwehr gegen den übermütigen Feind.

Die wehrfähige Mannschaft wurde einberufen, und auch Augustin Krebsler bekam Ordre, sich sofort zu seinem Regiment zu verfügen.

Er war ein guter Soldat gewesen jederzeit, und sein Patriotismus sagte ihm, daß es da kein Zurück, sondern nur ein energisches Vorwärts geben könne und dürfe, und wäre er lebzig gewesen, mit tausend Freuden wäre er in den Krieg gezogen. Nun aber hing an seiner Brust ein erstangetrautes, junges Weib, in Thränen aufgelöst. Man kann denken, wie schwer ihm der Abschied wurde.

Die traurige Scene abzukürzen, riß er sich gewaltsam aus den Armen des Liebsten, das er auf der Welt besaß, mit den Worten: „Theres, fasse dich, es muß sein. Bedenke, daß noch Tausende und Tausende unser Los teilen. Ich bin ein Mann, ein Soldat, und daher ist es meine heiligste Pflicht, den Feinden meines Vaterlandes, den Bedrohern meines Herdes mutig entgegenzutreten. Nicht alle Kugeln treffen. Will's Gott, so kehre ich gesund und als Sieger zurück, und unsere Liebe wird noch geädelt durch den Ernst der Lage. Kehre ich aber nicht mehr heim, dann gedenke mein in Liebe, bete für mich, bete für dich und suche Trost in dem Worte: Herr, dein Wille geschehe! Komm, gib mir noch einen herzlichen Kuß und sei standhaft und zeig dich würdig als die Frau eines deutschen Soldaten. B'hit dich Gott, Theres, mein Lieben und mein Leben!“ Damit riß er sich los und ging zum Regiment.

Es ist nicht möglich, in dem engen Rahmen, der dieser Geschichte bestimmt ist, alle die Treffen, die Augustin als tapferer Soldat mitmachte, näher zu beleuchten. Nur soviel sei erwähnt, daß er überall seinen Mann stellte und immer unverlezt davontam, bis, — na, bis man gar nichts mehr, auch gar nichts mehr hörte von ihm.

Die Deutschen belagerten Paris, sie zogen als Sieger dort ein, sie schlossen den Frieden, sie riefen den heldenmütigen König von Preußen zum deutschen Kaiser aus, die Truppen kamen nach Hause, geschmückt mit den Symbolen des Sieges, mit den Kränzen des Eichenlaubs und den rauschenden Blättern des Lorbeers. In den Taktstritt der Bataillone mischten sich der Klang der Glocken, der Donner der Kanonen und der Jubel eines begeisterten Volkes; es flossen Thränen der Freude und Thränen unjäglichen Leides.

Und Thränen, unzählige Thränen flossen auch über die abgehärmten Wangen der Theres, herab auf ihren an der Brust ruhenden Säugling, auf das Kind,

das noch nie den Vater gesehen, das noch nie vom Vater geküßt worden war.

„O, wenn i nur au wüßt, öb er g'storbe wär', wenn i nur öbbis G'wiss'es wüßt', aß i chönnt bette



Er riß sich gewaltfam aus ihren Armen.

für ñ ewigi Kueiß! Aber eso, eso! Ich bi 's elendigst G'schöpf, wo's uf d'r Welt git, und erst mi arm, arm Ghind! O, es isch zuem Verzwißel!“ seufzte und weinte sie manche Nacht.

Ein Universal- und Radikalarzt ist die Zeit. Sie heilt Wunden, stillt das Fieber, nimmt die Schmerzen, trocknet die Thränen, sie ist probat für alle Leiden. Das durste auch die Theres erfahren. Ihr Schmerz wuch allmählich einer stillen Ergebung, und als sie Jahr um Jahr vergebens auf ihn gewartet hatte, konnte sie nichts mehr anderes denken, als daß er längst hinüber zur großen Armee sei, und sie that, was er ihr beim Abschied gesagt: sie betete für ihn und lebte in der Erziehung ihres Knaben, der seines Vaters Ebenbild war, wieder auf. Und als nach fünf Jahren ein braver, junger Mann um ihre Hand anhielt, da sagte sie endlich nach langem Besinnen: „Gott'snamme denn, i will mi dri ergä, i bring' mi G'schäft doch fast nit allei furt. Aber versprich mer, daß de mim Ghind e guete Vatter und fei Stiefvatter bißh, und verlang nit, aß i d'r Augustin vergesse soll. Des chann i eifach nit.“

So machten sie denn Hochzeit, aber nicht laut und luxuriös, sondern ganz still, und diese Stille mußte

ihr mehr Weiße gegeben haben als eine rauschende Tanz- und Tafelmusik und übermäßiges Essen und Trinken. Denn die Theres und ihr Joseph lebten glücklich und zufrieden, und als ihre Ehe nach und nach mit drei herzigen Kindern gesegnet wurde, ging die Theres ganz auf in der Freude und Liebe zu ihnen. Nur, wenn ihr Blick auf ihren Ältesten, den Augustin, fiel, ging ein momentaner Schatten über ihr rosiges Gesicht. Sie gedachte dann des teuern Toten und hatte Mitleid mit dem Knaben, der noch nie den Vater gesehen.

Sein zweiter Vater war zwar kein Stiefvater gegen ihn. Er liebte ihn nicht weniger als seine eigenen Kinder und war stets für sein geistiges und leibliches Wohl bedacht, und Augustin vergalt es durch Fleiß, Folgsamkeit und Anhänglichkeit.

Es ist Weihnachten. Die ganze Landschaft ist in schutiefen Schnee gehüllt. Wo man steht und geht, tracht und knirscht der Boden, an den Brunnen und Dachtraufen hängen schillernde, funkelnde, blizende Eiszapfen. Die ganze Natur liegt in den Armen des Winters.

Aber drinnen in den Stuben ist es heimelig und warm, heimelig und warm am Ofen und warm in

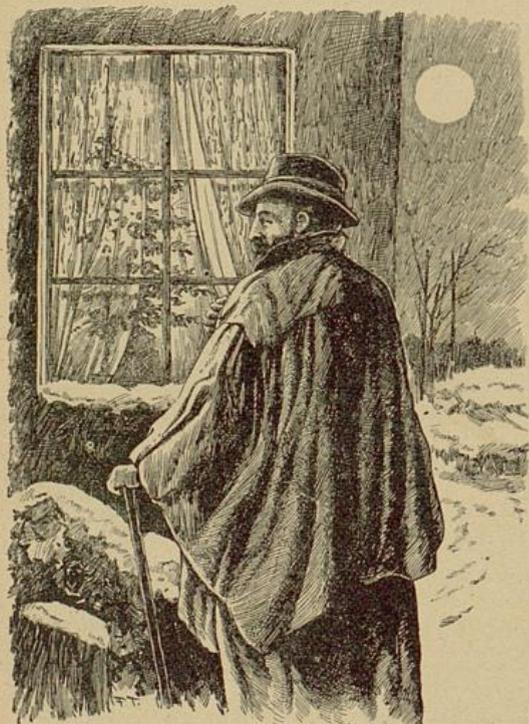


Unzählige Thränen flossen über die abgehärteten Wangen der Theres.

den Herzen. Im Ofen glüht das Holz, in den Herzen die Liebe. Ist doch das Christkind gekommen mit allen seinen himmlischen und irdischen Gaben und

Gütern. In Hütten und Palästen funkelt und leuchtet, von seiner Hand entzündet, der immergrüne Tannenbaum. Es leuchtet das Auge des Greises, des Mannes, es freut sich die Mutter, es jubelt das Kind. Alles ist glücklich und froh.

Auch die Theres, ihr Mann und ihre Kinder stehen um ein reichgeschmücktes, helleuchtendes Tannenbäumchen. Die Mutter hat das kleine, jubelnde Theresle im Arm, der kleine Joseph hantiert mit Wagen und Roß, das Annemeile erfreut sich an seiner seidengekleideten Puppe, der August aber steht an der Seite des Vaters und wird nicht fertig, all die blitzenden Sachen zu besprechen und zu bewundern. Es ist eine Stunde des reinsten, ungetrübtesten Familienglücks.



Draußen vor dem Fenster steht lange schon ein Mann.

Aber draußen vor dem Fenster steht lange schon ein Mann. Verstoßen schaut er durch eine vom Vorhang freigelassene Ritze hinein auf die glückliche Gruppe. Seine Thränen fließen unaufhaltsam in seinen langen Bart und erstarren zu Eis. Es hebt und senkt sich seine wogende Brust und aus gepreßtem Herzen kommt es leise über die bebenden Lippen: „Also darum habe ich so oft mein Leben für die Freiheit eingesetzt, darum mit wilden Tieren und noch wilderen Menschen gekämpft, darum gehungert und gedurbt, um diese Stunde, die bitterste unter allen, mitzumachen?! Da sehe ich sie nun, meine so heißgeliebte Theres, mein Kind, da sehe ich

sie beide, nach denen jede Stunde mein Herz mit Sehnsucht verlangte. Nur eine dünne Scheibe ist zwischen uns, und doch, ich kann, ich darf diese dünne Schranke nicht durchbrechen, wenn ich nicht heillose Verwirrung und unfägliches Wehe über diese Familie, über diese, wie ich zu meinem Trost noch sehen kann, glückliche Familie bringen soll. Nein, Theres, ich will dir zuliebe diesen Kelch allein austrinken, du sollst glücklich sein und mich ferner, wie bisher, für tot halten. Um deines Friedens willen gehe ich wieder hinaus in die kalte, herzlose Welt, und nehme nur einen Trost mit, den, daß du glücklich bist, und daß mein Kind einen rechten Vater hat.“

Seine Thränen, die noch fließenden und die im Bart eingefrorenen, hastig wegwischend, entfernt er sich, um nie mehr zurückzukehren. Denn daß der Mann August Krebsler war, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden.

Wenn er indessen auch nicht mehr zurückkam, seine Lieben sollten doch noch erfahren, daß er sie nie vergessen hatte.

Wieder waren Jahre vergangen. Der Theres ihr ältester Sohn hatte schon das achtzehnte zurückgelegt, und seine Geschwister blühten wie die Rosen und freuten sich des Lebens. Sie arbeiteten, was es zu arbeiten gab, in immer gleichmäßigem Takt und Gang, lebten mit ihren Kameraden in Frieden und erfreuten sich der allgemeinen Liebe und Freundschaft derselben. Groß war daher die Verwunderung der ganzen Familie, ja der ganzen Nachbarschaft, als eines Tages die Theres und der Augustin eine Vorladung des Amtsgerichts erhielten.

„Was mag nur au des si?“ sagten sie alle, „mer heinn doch mit nieme kei Händel, sinn au niemes nüt schuldig. Des iich jo mehr as kurios, af mir vors Amtsg'richt müen.“ Indessen, sie gingen.

Als dort die Personalien aufgenommen waren, eröffnete ihnen der Amtsrichter, daß am 28. Mai 1889 in Amsterdam der Augustin Krebsler, der am 7. Juni 1876 für verschollen erklärte erste Mann der Theresia Maier, gestorben sei. Nach den Gesetzen der Natur, den Gesetzen des Staates und auch nach seinem ausdrücklichen letzten Willen fällt sein hinterlassenes Vermögen, das sich auf zwölftausend Mark beiffert, ihrem hier amwesenden Sohn Augustin Krebsler zu. Das Geld kann auf der holländischen Bank, wo es deponiert ist, erhoben werden. Vorläufig ist hier ein versiegeltes Schreiben des Verstorbenen, das nach seinem ausdrücklichen letzten Willen nur in Ihre Hände zu legen ist. Er gab ihr das Schreiben, das die Theres mit zitternden Händen in Empfang nahm. Nachdem sie mit dem Herrn Amtsrichter noch die auf die Erhebung des Nachlasses bezüglichen Maßnahmen besprochen hatten, gingen sie heim.

Man kann sich die Verwunderung der Leute denken, als sie diese Botschaft vernahmen. Das Haus der Theres glück vierzehn Tage lang einer belagerten Festung. Alle wollten die Lebensgeschichte des schon lange totgeglaubten Augustin Krebsler hören.

Und die Theres hatte keinen Grund, diese Geschichte

ihren Freunden vorzuenthalten. Denn der Lebensgang ihres verstorbenen ersten Mannes war zwar unglücklich, tieftraurig, aber auch rührend, aufopfernd und heldenmütig in jeder Beziehung gewesen. Nach den Aufzeichnungen, die seine Theres nun von ihm in Händen hatte, war er im Krieg bei einem Vorpostengefecht gefangen, dann nach Algier geliefert worden. Dieser Gefangenschaft entzog er sich durch die Flucht, um noch schwereren Leiden und Gefahren entgegenzugehen. Er kam nach ungeheuern Anstrengungen, dem Tode nahe, in die Gefangenschaft eines wilden Kabylenstammes, unter welchem er fünf Jahre lebte. Nachdem er die Sprache und die Sitten des Landes kennen gelernt, floh er auch hier und kam, freilich unter steter Lebensgefahr, nach Alexandrien. Hier ging es ihm nun, da er das Deutsche, Französische und Arabische sprach, ganz gut. Aber es zog ihn heim zu seiner Theres, zu seinem noch nie gesehenen Kinde. Er sparte und darbt, bis er das Geld zur Heimreise beisammen hatte.

Welcher Empfang ihm da wurde, haben wir bereits an jenem Weihnachtsabend gesehen.

Er ging wieder in die Welt hinaus und kam nach vielen Kreuz- und Querzügen nach Holland, wo er in einem großen Handelshaus einen sehr lohnenden Posten infolge seiner Sprachkenntnisse erhielt. Bis zu seinem Tode lebte er äußerst mäßig, und sein ganzes Bestreben war nur auf die Vermehrung des Kapitals gerichtet, das er seinem einzigen Kinde als ein Zeichen seiner Vaterliebe zu hinterlassen gedachte, was ihm denn, wie wir oben sahen, in ergiebiger Weise gelungen ist.

### Der Hochzeitstoast.



er Justizrat Heinrich Klöbke ging in seinem Studierzimmer schon eine Stunde lang auf und nieder. Er arbeitete eifrig an seiner Verteidigungsrede, die er demnächst halten sollte, um damit seinen Klienten, den Dachdeckermeister Gottfried Lammfromm, rein zu waschen von aller Schuld und Fehle.

Befagter Lammfromm war nämlich eines schönen Tages sehr tigermütig geworden auf seine liebe Schwiegermama, deren spitze Zunge tagtäglich seine gottfriedliche Seele wie mit Messeln geißelte. Da war dem guten Meister endlich einmal der Geduldsfaden gerissen, und er infolge dessen seinem Haus- und

Familienteufel endlich aufs Dach gestiegen. Leider hatte er sich aber dabei sogar soweit vergessen, daß er die würdige Dame entseßlich durchbleute und sie alsdann obenein noch schnöde zum Hause hinauswarf mit dem deutlichen Rate: sie solle sich nicht unterstehen, jemals wieder seine Schwelle zu betreten. Das ließ sich denn die Schwiegermutter doch nicht gefallen, sie grollte dem ungalanten Schwiegerohne gehörig und grollte schließlich immer mehr, bis sie eines schönen Tages ihn regelrecht wegen schwerer Körperverletzung verklagte. Das ging dem Meister Lammfromm schief an, und er hielt es fürs Beste, den Beistand des berühmten Advokaten Justizrat Klöbke anzurufen. Im Vertrauen auf dessen schlagfertige Zunge sah er nun dem Verhandlungstermin mit Ruhe entgegen. Er verließ sich auch ganz auf seine gerechte Sache und auf die hinreichende Beredsamkeit seines Verteidigers; in diesen beiden Zeichen mußte er ja siegen. Klöbke hatte sich der Sache auch mit Wärme angenommen, denn sie sollte sein langes Lebenswert krönen. Diese Verteidigungsrede sollte gewissermaßen sein „Schwanengesang“ werden, sintemal er die Praxis als Jurist nunmehr niederzulegen gesonnen war, um den Rest seiner Tage in beschaulicher Ruhe genießen zu können. War er doch zu diesem Wunsch auch vollauf berechtigt, denn er zählte 65 Jahre, hatte sich ein hübsches Vermögen erworben und den Altentraub herzlich satt bekommen. Ei, wie wollte er sich nun mit seiner lieben Alten, der braven Frau Mathilde, den Rest des Daseins noch recht angenehm machen. Ueberall war er gern gesehen, bei allen Familien des Städtchens als vorzüglicher Gesellschafter und humorvoller Fischredner beliebt. So stand ihm ja ein fröhlicher Lebensabend bevor, mit vielfachen Abwechslungen in den Gesellschaften und Genüssen der mancherlei Festessen. Jetzt konnte und wollte er so recht seiner Passion, allorts den geistvollen „Bratenbarden“, den Festredner, zu spielen, aus dem ff frönen.

In diese wonnigen Gedanken war seine mit Eifer eingeübte Proberede allmählich übergegangen. Er schmunzelte in der Vorfreude auf diese Festaseln und -reden über das ganze feiste, rote Antlitz, so daß das stattliche Doppeltinn ordentlich zitterte. Leise zog schon durch sein Gemüt liebliches Geläute melodischer Festglocken, das Klingen der kristallinen Kelche und grünlichen Römer.

Aus diesen schönen Träumen weckte ihn plötzlich sein Bureauvorsteher Schulze, der, nach kurzem, überhörtem Klopfen, in das Gemach getreten war.

„Herr Rat,“ begann er, „der Herr Kreisphysikus Zwickmann ist draußen und fragt, ob der Herr Rat zu sprechen sei.“

„Aber selbstverständlich, lieber Schulze, immer herein mit ihm!“ Und er eilte auch schon selber zur Thür, um seinen alten Freund Zwickmann ins Allerheiligste zu lotsen.

„Willkommen! Herzlich willkommen!“ rief Klöbke, wirklich aufrichtig erfreut dem Besuch beide Hände entgegenstreckend.

„Hör mal, altes Haus, ich störe dich doch nicht etwa?“ raspelte der ewig heijere, lange und dürre Kreisphysikus, dem Justizrat freundschaftlichst auf die Schulter klopfend, „sonst komme ich gern gelegentlich wieder!“

„Nein, nein — störst gar nicht! Freut mich ja! Nimm nur Platz und erzähle mir, was du auf dem Herzen hast!“

Zwickmann setzte sich dem Justizrat gegenüber, nahm die dargebotene Cigarre dankend an, sie bedächtig prüfend, steckte sie dann passend in Brand, sah dem Freunde ins Gesicht, als wolle er sich von einem Patienten die Zunge zeigen lassen, und trächte dann los: „Du kommst doch am Montag zu Mieke Helligs Hochzeit, wie?“

„Hm, hm,“ erwiderte Klöße, sich eifrigst eine Cigarre ansteckend, „das ist eine verfluchte Geschichte, Julius. — Eingeladen sind wir ja natürlich, und angenommen haben wir auch; ich habe aber gar nicht daran gedacht, daß ich am Dienstag meine letzte Verteidigungsrede halten soll, und das dürfte dann ein böses Ding werden bei dem zu erwartenden Kater!“

„Ach was, alter Junge, Kater hin, Kater her! Das kriegen wir alles wieder ins Lot, dafür laß mich nur sorgen,“ lachte der Kreisphysikus, „kommen mußt du auf jeden Fall. Erstens würde sich sonst meine Nichte Mieke, dein von dir so verzogenes Patenkind, schwer ärgern, zweitens mußt du unbedingt den Toast auf die Eltern, insonderheit auf die Brautmutter, meine energische Schwester, ausbringen. Das kann dir ja nicht schwer werden, da sie deine erste Jugendliebe war, wie ja auch Frau Mathilde weiß, und drittens mußt du mit mir und unserm dritten Mann, dem Major, zusammen, wenn sie alle in der Kirche sind, die famose Abendbowle brauen, das geht nun mal nicht anders.“

„Was heißt: wenn sie alle in der Kirche sind, Julius; brauche ich, oder vielmehr muß ich da nicht auch mit dabei sein?“ fragte erstaunt Klöße.

„Nein, alter Junge,“ lächelte der Kreisphysikus, „das brauchen wir nicht! Ist das nicht nett, Heinrich, was? Sieh mal, es ist größtenteils nur junges Volk da. Meine Schwester führt, wie sich's gehört, der Vater des Bräutigams, welcher letzterer aber keine Mutter mehr besitzt, daher nimmt mein Schwager Hellig deine Geliebte als Dame. Zum Jungvolk passen wir nicht, drum bleibst du, braver Rechtsverdreher, übrig, ebenso ich, als einsamer, fröhlicher Witwer und so auch der Major, dieser alte, stolze Hagestolz mit dem glatten Kopfe. Wir bilden das ehrsame, feuchtglänzende Kleeblatt, so da sich mit dem ewig Weinlichen beschäftigt wird.“

Der Justizrat lauschte andächtig den rauschtönenden Worten Zwickmanns, und hingerissen von dem verlockenden Bilde vergaß er den Katertermin nebst Klienten und Verteidigung, schlug in des Freundes Rechte und rief: „Topp, da hast du mich! Es komme, was da wolle, du hast es zu verantworten und mich eventuell wieder zurecht zu doktern!“

Und so schieden denn die beiden alten Herren, die sich sonst immer beim Skat mit ihrem dritten Mann, dem Major, umschichtig anschauzten und zuprofierten, im herzlichsten Einvernehmen und vollster Zufriedenheit.

\*

\*

Miezens Hochzeits\*tag\* war nun herbeigekommen. Beim Fabrikbesitzer Hellig strahlte alles im höchsten Festglanze. In der großen Küche brodelte, briet und spektakelte es, sonst war das Haus, wenigstens in den Brachträumen der Beletage, menschenleer. Die Tafel im großen Saale war fix und fertig hergerichtet; die dienstbaren Geister lungerten alle in Küche, Keller und auf der Treppe herum, der Herrschaften harrend, die noch dem feierlichen Akte in der Kirche beimohnten.

In einem traulichen Parterrezimmer, dem alltäglichen Speisesalon der Familie, herrschte aber ein geheimnisvolles Treiben und Walten. Drei alte Herren im Frack (Brauerzunft „Edelstoff“, wie der Major sie bezeichnete) saßen bei erster Arbeit und Prüfung. Sie überboten sich gegenseitig im Studieren, Probieren und Umrühren; edle Begeisterung leuchtete aus ihren Zügen, und just waren sie schon so weit, daß sie in fremden Zungen zu sprechen angingen, wenigstens begann bereits zwischen den beiden studierten Herren das nicht unbedenkliche Geplänkel in lateinischen und griechischen Worten zum Lobe des weinlaubbekränzten Bacchus. Eben waren sie mit der Niesenbowle fertig, nachdem noch ein paar silberhalbige Dickbäuche ihr den letzten Schliff gegeben, als der Brautwagen mit den Neuvermählten vor das Thor fuhr. Bald darauf war auch die festliche Tischrunde zum prunkenden Mahle vollzählig beisammen. Die Brauerzunft „Edelstoff“ saß an der inneren Rundung der Hufeisentafel, dem Brautpaar, den Eltern der Braut, dem Vater des Bräutigams, sowie der Justizrätin gegenüber. Letztere war besorgte Blicke auf die schon allzu weinfrohe Gesellschaft, insonderheit auf ihren Herrn Gemahl. Der gute Klöße war in seligster Stimmung; er schwelgte mit feinstem Verständnis und Behagen in den erlesensten Genüssen des üppigen Mahles nebst edelsten Marken des In- und Auslandes. Seine Jugendliebesfreundin und erste Liebe, Mama Hellig, blickte ihn so holdselig und gönnerhaft an, daß er immer fideler und wärmer wurde. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klang ein Lied ihm wunderbar u. s. w.

Der Herr Pastor, welcher natürlich auch zur Tafel gezogen war, hatte bereits den üblichen salbungsvollen und schaltvollen Toast auf das junge Paar geschwungen. Nun erhob sich auch der Justizrat, etwas schwankend, aber mit begeistertster Verkündung im rotglühenden Antlitz, klopfte mit dem Messerrücken an sein Glas und begann also:

„Hochverehrte Festversammlung! Hm — hm! — Es ist eine alte gute Sitte, daß man des Lebens schönste Feier — hm — hm — nicht allein in idealen Genüssen begehrt, sondern — hm — hm — auch in den reellen Freuden des Daseins schwelget. Hm —

hm — und Sie alle werden wohl mit mir darüber einig sein, hm — hm — daß es nichts Kuli — li — Kulina — narischeres giebt, hm — hm — als was uns heute hier an dieser — hm — hm — ausgezeichneten Tafel geboten wird. — hm — hm — Dankbaren Herzens und Blickes schauen wir daher auf die liebenswürdige Herrin — hm — hm — des Hauses, — hm — hm — die uns mit diesen auserlesenen Genüssen speiset und tränket. hm — hm — Auf des Hauses Ehre und Leitstern, — hm — hm — auf die holde Brautmutter, — hm — hm — die auch nun in einer neuen, erhabenen Würde glänzt, — hm — hm — der Würde einer Schwiegermutter! hm — hm — —“



Eine große Pause entstand. Der Justizrat stützt sich schwer auf den Tafelrand und sinnt und sinnt. Er hatte offenbar den Faden verloren und vor seinen Augen begann es bedenklich zu kreisen und zu tanzen. Höchlichst beunruhigt schaut ihm seine bessere Hälfte ins Angesicht. Der Major giebt dem gläsernen Blickes ins Leere starrenden Redner oder vielmehr Schweiger einen gelinden Rippenstoß von unten herauf. Die ganze Gesellschaft schaute verwundert drein, denn so etwas war bei dem großen Festredner noch niemals dagewesen. Der Kreisphysikus seht sein verächtliches Lächeln auf und grunzt vor sich hin: „Na nu, weiter im Text!“

Da rafft sich der Justizrat gewaltsam zusammen, streicht mit der fleischigen Linken leicht über Augen und Stirn, erhebt die Rechte wie beschwörend und fährt fort:

„Ja — Schwiegermutter! hm — hm. Meine Herren! Alle unter uns, die verheiratet sind, werden die Schwere dieses gefürchteten Wortes begreifen und würdigen. hm — hm. Meine Herren! Da sehen Sie ihn an, den Mann, der diese Schwiegermutter so zu nennen leider gezwungen ist. hm — hm — und sehen Sie diese Schwiegermutter selbst an, die all das Unheil angerichtet und verschuldet hat. An den Haaren hat sie ihn erst herbeigezogen, daß er die Tochter endlich nahm, und als er sie hatte, — hm — hm — da machte sie ihm das Haus zur Hölle mit tausend Nadelstichen ihrer spitzen Zunge — hm — hm. Sie säete Unfrieden in das traurige Familienleben und hat so ihr eigenes Schicksal herausgefordert — hm — hm. Alles, meine Herren, hat bekamtlich seine Grenzen und also auch die

Langmut eines guten Herzens, welches mein Klient stets besaß und noch besitzt. hm — hm. — Er hat sich freilich hinreißen lassen, ja vielleicht auch ein wenig über Gebühr, aber er handelte gewissermaßen im Stande der Notwehr und verdient unter allen Umständen — hm — hm — Ihre mitfühlende Teilnahme und die mildeste Beurteilung seines Thuns. hm — hm. Meine Herren! Dort diese Frau ist die einzige und die wahre Schuldige! Mein Klient aber, der allgemein geachtete, unbescholtene Wiederemann, ist unschuldig und deshalb erbitte und erwarte ich von Ihnen auch seine gänzliche Freisprechung! hm — hm!“

Da faßte der Major den guten Klöße an seinen Krackshöfen und zog den entgleisten Redner energisch auf den Sitz hernieder, während der Kreisphysikus ihn mitleidig von der Seite anschaute und ihm zumurmelte: „Heinrich, Heinrich, mir graut vor dir!“

Die Tafelrunde war einfach sprachlos und starr. Die jüngeren Herren lächelten still vor sich hin, die Damen schauten sehr verlegen daren, und das Brautpaar machte ganz unbeschreibliche Gesichter. Die Justizrätin war blaß geworden und plakte beinahe vor Aerger. Der Hausherr biß sich wütend auf die Lippen, und die energische Brautmutter zischte über den Tisch herüber: „Klöße, Klöße, das werde ich Ihnen nie vergessen!“ Der Pastor aber faltete die Hände und flüsterte milde: „Vergebet ihm, denn er ist voll süßen Weines!“ Der Justizrat, dies alte Unglückswurm, stierte aber so abgefallen und verständnislos seiner ersten Jugendliebe in die sprühenden Augen, daß diese plötzlich in lautes Lachen ausbrechen mußte und damit den bösen Bann löste, der sich auf die ganze Gesellschaft gelegt hatte. Man that nun das Klügste, was zu thun war, stimmte allgemein in das fröhliche Lachen ein und umringte dann die beherzte Hausfrau mit erhobenen Sektgläsern, um den verunglückten Toast des alten Hausfreundes schnell hinunterzupälen. Der Justizrat aber ward von seinen beiden getreuen Nachbarn und Skatbrüdern währenddessen still hinaus- und heimgeleitet.

Ob er am anderen Tage bei seinem letzten Termine an Stelle der Verteidigungsrede den eigentlichen Hochzeitstoast steigen ließ, das weiß niemand zu vermehren; jedenfalls wurde aber sein Klient Gottfried Lammsfromm mit Glanz — verurteilt. So schied der schneidige Verteidiger höchst unrühmlich von dem Felde seiner langjährigen Thätigkeit, was natürlich nur auf Rechnung des Katers zu setzen war.

Bald darauf hat ihm jedoch seine holde Jugendliebe alles verziehen, weil er gar so aufrichtig zerknirscht ihre Gnade ersuchte. Als ihn aber am nächsten Statabend der Kreisphysikus ärgern wollte und hämisch zu ihm sagte: „Heinrich, halt 'mal 'ne Rede!“ da erwiderte er ernst und feierlich: „Julius, ich schwöre es dir, wenn ich im Leben noch 'mal was halte, dann halte ich das Maul, aber keine Rede mehr!“ Und richtig, er blieb diesem Gelöbniße treu, wie sauer es ihm auch wurde.



### In Creue fest.

Erzählung aus dem bayerischen Traunthal.

In dem schmucken, saubern Häuschen des Bauern Lautenbrunner zu Traunstein sind in der guten Stube die weißen Mollvorhängelein weit zurückgeschlagen, um die Winter-sonne hereinzulassen. Am Fenster sitzt eine junge Traunthalerin, emsig strickend; sie schaut so herzlich aus, so blühend, rotwangig und morgenschön wie die Alpröslein, wenn sie gerade aufblühen. Aber noch war nicht die Zeit der Blüte da, es war erst kurz vor Weihnachten, und draußen über Berg und Thal lag tiefer Schnee. Das Hochgebirg ragte kristallschimmernd, als lägen Milliarden blinkender Sternlein auf ihm, zum klaren, mattblauen Winterhimmel hinan. Es ist trotz all dem Sonnenlächeln bitter kalt. Das Am-rauschlein in Mädgleingestalt, das so freundlich in der Fensternische sitzt, träumt trotz Winterszeit in seinen Lebensfrühling hinein. Neben ihm steht der Sorgenstuhl des Großvaterls. Der ist leer; Großväterchen ist nicht daheim. Der rüstige Greis ließ sich's nicht nehmen, trotz seines hohen Alters selber vom Berg nach Traunstein hinabzugehen, um für die lieben Enkel Lebzelten, andere Süßigkeiten, Spielzeug und sonstiges Unnütz einzukaufen, denn das Dirnlein am Fenster hatte noch kleinere Geschwister, die alle dem Großvater gar teuer waren. Freilich, die bildhübsche Maid da in der Nische, die Kosi, das war sein ausgemachter Liebling, seine Herzensfreude im hohen Alter. Sein Stolz aber war der älteste Bua seines Sohnes, der prächtige junge Benno Lautenbrunner.

Nicht lange saß Kosi allein. Bald betrat ein nicht unschöner, mit ledern Schnurrbärtchen gezielter Bursche in der kleidsamen Traunthaltracht junger Nessler das propre, wenn auch höchst einfache Stübchen mit den Worten: „Grüß Gott, Kosi!“ Das Mädchen verlor vor Freude gleich einige Maschen am Strickstrumpf. „Sie sind ihr hinuntergefallen,“ so sagen sie im Bergland bei solch kleinem Ungemach beim Stricken. Sie sind ihr hinuntergefallen, weil sie nichts mehr sah als den frischen Buben, der ihr fast noch ein bißel lieber war als 's gute Großvaterl. „Flori, Flori, bist da? Grüß di Gott tausendmal!“ rief das Mädchen, und schon flog es dem Gast entgegen. Kosis Augen und der Sonnenschein waren just das gleiche. Freudig ruhte ihr Blick auf dem jungen schlanken Gebirgler. Sie reichte ihm die Hand und dann auch das Kirschmälchen zum Busseln hin. „Mei' Herzbu!“ nannte sie ihn aufatmend voll Glück, und er auch wieder

sie nur kurzweg „Mei' Dirnerl!“ Bei dem süßen Nichtsthun, wie es für Sternverliebte das Busseln halt einmal ist und bleibt, haben die Mäuler nicht Zeit, ordentlich zu reden. Der Gebirgler überhaupt ist kurz angebunden in seiner Red'. Im Zorn flucht er recht derb; dann ist der Aerger meist aber auch wieder verfliegen. In der Freud' thut er einen Zuckzer, daß das Bergland oder 's Thal davon widerhallt, oder sagt ein kleines, fröhliches Wort, das aber von Herzen kommt, verstanden wird und auch wieder zum Herzen geht. Was will denn auch der Bua mehr sagen zu seinem Schatz als „Mei' Dirnerl.“ Sein Dirnerl ist ihm ja alles, wie dem Dirnerl wieder der Bua alles Glück bedeutet. So freundlich und lieb auch der Empfang war, den Kosi ihrem Schatz entgegenbrachte, so blieb doch eine Falte auf des Nessler's Stirne. Nicht lange währte es, bis Kosi das bemerkte. Sie hielt im Lächeln und in der Scherzred' inne, wurde ernster und fragte den Burschen: „Flori, was ist's mit dir? Weihnachten vor der Thür und so a traurigs G'sicht. Was is denn vorg'fall'n? Vielleicht dei' Mütterl krank, oder dei' Vater wieder unpaß? Geh sag's!“

„Krank is toans!“ antwortete Flori unwirch, „aber all' zwoa, der Vater wie d' Muatter, san bod-beinig wie die Stoaböd.“

„Aber Flori, wer wird denn so von den Eltern reden?“ mahnte das Mädchen. „Kannst dich nit a wengl ehrfurchtsvoller ausdrucken, wenn —“

„Ja, wenn,“ fuhr er ihr aufgeregert in das Wort, „wenn sie's durchaus nit wollen, daß i di heirat'. Der Vater hat heut wieder g'sagt: „Du, Flori, aus der Heirat wird nix! Schlag dir das kirchamaus-arme Dirndl aus'm Kopf,“ und die Muatter, sonst gut und recht, is der gleichen Ansicht und hält zum Vater. Soll man da vielleicht a froh's G'sicht auf



„Grüß Gott, Kosi!“

Weihnachten machen?“ — Nun wurde freilich auch die Kosi verstimmt. Traurig schaute sie dem Liebsten ins Aug'. Es währte nicht lange, waren die Blauaugen naß, und das sonst so rosig Gesichtlein verbarg sich hinter dem weißen Haarschurz. Alles, was sie noch hervor-schluchzen konnte, war: „Du muast 's

vierte Gebot heilig halten, Flori, wenn's auch da drin recht weh thuat, mei' Bua!" und sie legte die Hand ans Nieder, "recht an Ehr' weh! Aber ich muas es verwinden! I wir wohl mei' ganz Leben dazua brauchen!" Flori, der eben noch so traurig vor dem Schäklein stand, ermannte sich. Fest und trotzig klang seine Stimme. Dem Dirndl den Schurz vom Gesicht wegziehend und ihr so recht treu aus dem Herzen in die verweinten Augen blickend, hub er an: "Na, mei' lieb's Schäk'l, so schnell verzag' i noch nit. Von dir lass' i nit! Koa andre mag i nit, Kosi. Weißt, wie dein Bruder, der Benno, so gern sagt: 'in Treue fest'; das gilt auch für mi. I halt' zu dir, geht's krump oder grod, mei' Dirnerl! Zu dir 'in Treue fest!'" "In Treue fest," wiederholte die Maib, wischte sich 's letzte Thränlein ab, und schon bligte es in den treuen Vergißmeinnichtaugen wieder von Hoffnung auf. "Ja, Flori, in Treue fest! so wollen wir in Gott'snam' zusammen halten. Vielleicht, daß die gnadenbringende, frohe Weihnachtszeit deiner Eltern Herz und Gemüt noch umstimmt. Wollen wir 's Beste vom Christkindl hoffen, Flori, den endlichen Segen deiner Eltern zu unserm Herzensbund."

Der stattlichste Hof auf weit und breit im Traunthal war der Hillburger Thalhof mit seinem weit ausgebreiteten Besitztum an Feld und Wald, mit seinen Mühlen und Sägewerken. Er war das Heim von Flori, der das Lautenbrunner Kösel so viel gern hat und zum Weiblein begehrt. Merkwürdig, auch da, wo sonst an nichts ein Mangel, schien es, als sollten die nahen Weihnachten recht trübselig werden. Nur noch zwei Wochen, und der Weihnachtsbaum erglänzet, während drin in dem trauten Kämmerlein erglänzen ein paar dunkle Mädchenaugen in Thränenschimmer. Sie gehören des reichen Hillburger Müllers einzigem Töchterlein Walburga an, Floris einziger Schwester, die da oft still für sich hinweint. Es geht ihr in der Lieb' wie der Kosi und dem Flori. Sie liebt Kosis Bruder Benno, aber die Eltern stehen diesem Liebesverhältnis ebenso schroff und abweisend gegenüber wie dem der Liebenden im kleinen Lautenbrunner Häuslein. Aber auch bei der Burgi versiegen die Thränen wieder, und Hoffnung zieht in ihr liebend Herz. Auch sie hält in Treue fest zu ihrem Auserwählten und in Treue fest auch der brave Bua an der bildschönen Müllers-tochter Burgi. Ist das Lautenbrunner Kösel der Almrausch, so paßt für die Burgi der Nam' Edelweiß. Sie ist blässer im lieben Gesicht, stiller ist ihr Gemüt, aber brav und rein wie unsere Kleine oben im Lautenbrunner Kleingütel. Ja, Burgis Herz hofft auch schon wieder. Das liebende, junge Menschenherz ist ja eigentlich nichts anderes als ein Vorratskämmerlein voller süßer Hoffnungen, die fürs ganze Leben reichen. So tröstete sich denn die holde Maib selber, trocknete die Thränen und schaute hoffnungsvoll hinauf zu den grünen Bergwäldern, aus denen ihr HerzBua, der Benno Lautenbrunner, Holz-

kohlen zu Thal fährt. Blöcklich schreit das Dirnlein freudig auf. Da faust ja sein Kohlenschlitten herab, daß der Schnee nur so aufwirbelt. Als der Bursche sein Schäklein am Kammerfensterl gewahr wird, wirft er den grünen, federgeschmückten Hut in die Luft, und ein froher Zuhlschrei schallt vom Thal zur Mühle hinein. Der Zuhlschrei galt ihr, seiner lieben Burgi, die sich längst von ihm das Sprüchel "In Treue fest" angewöhnt hatte, dessen Sinn verstand und ihn treu befolgte.

Wie erstaunt war aber die Burgi, als jetzt der Schatz seinen Kohlenschlitten just vor der Mühle zum Stehen brachte, herabsprang und ins Haus trat. "Mei' Gotterl!" rief das Mädchen beinahe erschreckt. "Sollt' der stürmische, feste Bua es dennoch sich's getrauen, bei meinen Eltern um mich anz'halten, wenn sich gleich mein Vater und der sein' schon so lang Feind waren? Heilige Walburg, steh dem schneidigen Buab'n in dieser Stund' bei und hilf ihm, und laß ihn nit bitter und hoffnungslos die Schwell'n meiner Hoamat verlassen!" —

Weil der Benno Lautenbrunner, der ein Köhler war, nicht reich, sondern, wie sich der wohlhabende Hillburger Mühlenbesitzer im Traunthal unten einmal ausdrückte, kirchenmausarm war, enthielt der Müller dem sonst so grundrechtschaffenen braven Burschen, wie Benno einer war, die Hand seiner einzigen Tochter vor. Benno war Soldat. Sein Militärfuß wies eine ausgezeichnete Führung auf; sein Leumund war unbezogen. Ueberall hatte man den schneidigen und freundlichen Lautenbrunner gern. Wenn er auf Urlaub kam in seiner propren, schmucken Uniform, als zweiter Jäger, sein Zitherl erklingen ließ und heiter dazu sang, da hatte er, ohne es zu wollen, die Mädchen für sich gewonnen. Er hätte schon weiter im Land draußen noch reichere Schäklein, als Burgi es war, gewinnen können. Aber der brave Bua sagte: "Nein! In Treue fest! I hab' mei' Schäkkel scho, und dem bleib' i aa treu." In Treue fest hielt er zu seiner Burgi. An dem ordentlichen jungen Manne hatte also der Müller nichts zu tadeln. Bennos Armut allein konnte den sonst so vernünftigen Müller unmöglich bestimmen, seiner einzigen Tochter das Herzensglück zu versagen. Was brauchte sein Schwiegerjohn Geld und Gut? Davon hatte ja der Hillburger nur zu viel. Soweit sein Auge reichte, gehörte Grund und Boden ihm. Sein Hauptreichtum lag im Waldbesitz. Vierundzwanzig prächtige, schwere Zugpferde holten ununterbrochen Baumstämme aus den holzreichen Forsten, oder brachten sie teilweise ganz oder zu Brettern geschnitten nach Traunstein hinaus, von wo aus sie nach den holzärmeren Gegenden Deutschlands versandt wurden. Namentlich viel nach dem Niederrhein und selbst bis Holland kamen des Hillburgers Baumriesen als Masten für Kauffahrtsschiffe.

Was den Hillburger so hart gemacht hatte, war alte, bittere Feindschaft mit dem armen Bergbauern, Bennos Vater. Sehr tief mußte der Haß des Müllers

sein, denn Benno's Vater lag schon vier Jahre auf dem Friedhof, und seitdem war der Haß auf den Benno übergegangen.

Er überfah dabei ganz, daß Benno der beste Mensch war, daß er für alle seine jüngeren Geschwister väterlich sorgte, seine Mutter unterhielt und es dem steinalten Großvater an nichts mangeln ließ. Wer so einen braven Menschen, wie es der junge Lautenbrunner war, nicht liebte und schätzte, der mußte ein Sonderling, wenn nicht noch was Schlimmeres sein. Während in der Mühle der Benno mit dem Vater seines Schätzleins zu reden hatte, standen zu Traunstein unterm Wetterfahnelein des alten Leonardus auf dem Brunnen die klatschfüchtigen Weibseute und Mägde just im Gespräche beisammen. Geht es doch gerade über den reichen Hillburger her, daß der steinalte Ritter am Brunnen fast nimmer aufhörte, sein Fahnelein zu drehen. Und nicht immer, wie es sonst gar gerne Menschenart ist, nach dem Winde, vielmehr sogar dagegen, als wäre der alte Steintauz am Stadtplaz ganz und gar gegenteiliger Ansicht von dem, was da so plan- und rechtlos oft in seiner Nähe geplappert wurde. Sein Fahnelein fuhr wild umher und knarzte und krächzte, als ob es sagen wollte: „Hört doch auf, ihr losen Mäuler! Lügt und verleumdet nicht so über den geachtetsten Mann im Gau. Haltet fehn den Mund, den bösen, und fehrt vor euren eigenen Thüren!“ Ein scharfer Bergwind fuhr mit Eiseskälte über den Plaz. Eiszapfen hingen am Brunnen in selten gesehener Dicke und Länge. Die Wassererschäffeln waren unterm Brunnenrohr festgefroren. Viel zu lange schwätzten die Mäuler. Und nun gab's gar kein Ende mehr, als ein junger Schreinergefelte sich zu den Mägden am Brunnen gesellte. Der Kastner Frißl, wie er hieß, dem ging, ein echter Schreiner, wie er war, beim Anblicke eines Weiberrocks noch immer der Mund auf und das verliebte Herz völlig aus dem Leim. „Grüäß Gott, und schön'n guat' Morgen, liabe Dirnerln all' mitsamm'! Ach da thuat an ja rein die Wahl weh!“ so begrüßte er die dienstbaren Stadjungferln und übernahm sofort den Vorsiz über die klatschbasen und Bäschen. Bevor er aber anhub, schaute er noch zum Leonardus hinauf, weil der alte Ritter gar so viel krächzte mit dem Wetterfahnelein. Das junge Volk hatte aber kein Ver-

ständnis für Leonardus' Gebaren. Kastner Frißl, das ist wahr, kam schon weit in der Welt herum, und an Spott bekam er, wie ja beinahe alle Gebirgler, von Natur aus nicht eben wenig mit auf die Welt. „Leahnhardl, bist heut verruckt?“ fragte er hinauf zum stummen Mann. „Schmier dir doch dein rostig Fahnelein etwas ein! Ja, freilich in Traunstein ist 's Del ja so rar. A ganze, kloane halbe Stund' is zum Gasteiger in Seiboldtsdorf seine Lein- und Napsölschlag' hinaus. Und i woäß scho, dein Geknarz ist den Traunsteiner Nachtlachtln gar willkommen. Hören sie dann doch nicht alles von den langen, strengen Gardinenpredigten ihrer Hausdrächlein, wenn sie zu lang beim Höllbrau drüben saßen und dabei der himmlischen Freuden verpaffen, die ihrer daheim pantoffelbewaffnet warten. O mei' Leahnhardl, sei g'scheit und laß dein Krächzen sei! Es hilst ja doch nix! Die Traunsteiner gehen doch mit heim, solange noch



Viel zu lange schwätzten die Mäuler.

wo a Nachtlachtl brennt, und die Weiblein zanken auch so. Das bringt die Salzlust in dem Salinenstädtchen mit; die beißt und macht 's Frauenzungelein scharf!“ Leonardus hörte erst auf den Spottvogel und hielt sein Fahnelein in Ruh', als der weitgereiste Tischler zu ihm hinauf schrie: „Du altes Käuzl! i bi weit in der Welt herum'kommen. Du, Leahnhardl, du hast ganz oben im Norden von Deutschland einen Vettern, der, glaub' i, noch älter und griesgrämiger is als du selber. Er fällt mir just ein, weil die Dirnerln und Weiber über den Hillburger Holzkönig reden. Ja, das muäß ich dir verzähl'n. Kein Wunder, daß man als Gebirgler

Heimweh kriegt, wenn man im Norden von Deutschland als armer Handwerksbursch auf der Walz is. Da reden die Leut' a Sprach', die einem ganz spanisch zuerst vorkommt. Aber sie paßt ganz gut zu dem Land, das so bretteleben ist wie meiner Mutter ihr Nudelbrett, und weil 's Landl dort so flach ist, d'rum haapen i ihr' Sprach' auch ganz richtig, plattdeutsch. Sirt, Leahnhardl, da kam ich auch nach Bremen. Ihr könnt enk alle miteinander, du Ritter am Brunnen oben und ihr Leutln darunter, keinen Begriff machen, was i für eine Freude immer gehabt, wenn unser Meister sagte: „Gesellen, goht tau de Zsenbohn, nah 'n Güterhof un holt mi dat Holt, wat Hillburger ut Traunstein schickt hett!“ — O was war das immer a Freudentag für mich! Auf den

Güterwägen ist's mit Kreiden, mit der Kreiden aus gemischtem Bergland, am schwarzen Schilbl dort gestanden: Von Max Hillburger aus Traunstein nach Bremen. Ihr wißt's alle, ich bin gewiß a lustiger Kämpf, der gern lacht. Aber da san mir doch oft die Zähren in die Augen getreten bei dem Anblick. Schon die Güterwägen. Kgl. bayr. Staats-Eisenbahn hat man dran gelesen und darüber die lieb-schönen weiß-blauen Weckerln zum Wapperl geformt; dann das Wort, Traunstein' überhaupt. Aber das war noch alles nit! Aber, Leutln und Leahnhardl, wisset ihr, was mir tief in meine Brust hineingezogen ist, daß es mir immer drei Wochen nachher noch wohl gethan hat? Es war der Duft der Tannen, der harzige, liebe Geruch der Stämm', die im Heimatland, im geliebten, gewachsen sind. Ich hab' da öfters voll lauter Freud' und Liab' in die wohlriechenden Baumrinden hinein'bissen, als wär' ich a verrücktes Bergschaf. War Moos an einem Stamme noch daran, hab' ich's zärtlich 'runterg'nommen, als wär's a Spitzkleidl von a Stadtmamsell, und hab's versteckt hoamli unter meinem Kopftissen, und hab' dann, bis es ganz dürr geworden und von die Flöh' aufgefressen wurde, alle Nacht vom liebschönen Traunthal geträumt. Der Hillburger Müller hat mich amol, als ich noch a recht ungehobeltes Lausbüschel war, wegen einer Unart bei den Ohren genommen und a Ohrfeig'n geb'n, daß es in meinem Kopf gesummt hat, als hätt' ich drei laufende Mühlgäng' drin. Aber in Bremen, Leutln, als ich dem Hillburger sein Schiffsbaumholz mit ausladen half, da hab' ich dem Müller alles verziehen. Ja, in Bremen da steht dein Herr Better, Leonardus. Er nennt sich stolz „der steinerne Roland“ und hat sein Standquartier neben dem schönsten Mehl von Bremen aufgeschlagen. Just vor dem Ratskeller postierte er sich. Mein Gott, was hat der alte Ritter schon für viele Affen g'feh'n! So altehrwürdige, patrizische und philosophische Ansichten der echte Bremer Stumianer sonst, wie die ganze Stadt ja auch, haben thut, er hat nicht anders können; er mußte sich zur Darwinschen Lehre bekennen.“ Der Leonardus am Traunsteiner mittleren Stadtbrunnen drehte da sein Wetterfahnlein ein paarmal lustig herum, als wenn er damit sagen wollte: „Du Tischler, das war schön! Viel schöner als die Leut' ausz'richten.“ — Der Schreiner fuhr fort: „Auch in Köln am Rhein hab' ich gearbeitet. Dort hab' ich aus Hillburgerischem Holz gar manches zusammengefügt, zur Freud' für die Rheinländer. Der junge Wirt, wo wir Burschen von der ehrsamen Tischlerzunft gern vertekreten des Sonntags, der hat sein Brautbettstattl aus Traunthaler Holz von mir hergestellt kriegt. Und am Morgen nach der Brautnacht hat er mir's glücklich eingestanden, er hätt' kein' Holzwurm, aber die Engeln im Himmel im Bettstattl singen hören. Uebers Jahr hab' ich seinem schönen Weiberl aus Hillburger Bretterln a feines Wiegerl machen müssen. — Da hat die junge Rheinländerin ihre ganz kleine Glückseligkeit

hineingelegt. Es hat aber auch gut hinein'paßt in die Bergholzwiegen, das herziabe Rheinschnackerl, denn es war frisch und rosig wie der Amrausch im Junianfang. — Im Holländischen drin, wo es noch viel langweiliger ist als in unserem Waging, da haben wir auch dem Hillburger sein Traunthalerholz verbraucht. Einmal hab' ich für einen reichen Mynheer zu Amsterdam die allbekannte Zahl Bretter zusammengengagelt, weil er aus Langweil' g'storben ist. Da haben mir die schönen Bretter fast leid gethan. Der Mynheer war ein ganz fauler Bursch. Wird er die bergfrischen Bretter nit auch bald anstecken?“ „Mein Gott, was können die dummen Bretter dafür, zu was sie verwendet werden,“ unterbrach jetzt ein boshaftig Weib den jungen Schreiner, und der Leonardus drehte einmal sein Fahnlein seufzend herum. Es lautete just, als sage es: „Schade!“ — Das keisende Weib fuhr fort: „Des Müllers Reichtum ist ja allbekannt. Aber wie hat er ihn erworben? Denkt nur an den armen Lautenbrunner Mathis oben im Bergwald. Und i sag's hundertmal: Der Müller hat trotz sei'm Geld toa guate Stund' und aa toa ruhig's G'wissen. Das war nit recht sauber damals mit dem Schuldschein oder Kaufbrief oder was es war, trotzdem es auf einem königlich bayerischen Stempelbogen g'schrieben stand, und der Müller den Prozeß g'wonnen hat.“ — Eine andere, recht liebe Seele fügte hinzu: „Ja, da kann man leicht Prozesse gewinnen, wenn man 's Geld dazua hat. Die Herren Advokaten sind auch keine Heiligen und wie jeder schwache Mensch für's Geld zu haben.“ „Und i behaupt's,“ fiel eine dritte zahnlöse Gebirgsmatrone der lieben Seele ins Wort, „der Müller is a Spitzbua, so reich er auch is.“ „Das bringt sei' G'schäft mit,“ warf der Schreiner ein. „Bei den Müllern wird nit so lang 'rumgeschnitten wie bei uns Tischlern. Was kann er auch dafür, wenn ab und zu a Stäuberl Mehl in der Mühl' oder an sei'm Müllerjackel hängen bleibt und ein gut Teil neben den Säcken auf den Boden läuft, welcher von Rechts wegen dem Bäcker oder Bauern gehört, die beim Hillburger mahlen lassen.“ — „So ist's nit gemeint, Kastner!“ entgegnete die zahnlöse Bergzwidernurzn von vorhin. „Das, was du sagst, is ja 's Vorrecht aller Müller. Schlant'ln sind's alle, die Anstauber. Aber der Müller auf dem Hillburgerhof der is anders nit recht. Schaut ihn nur an, wie unzufrieden er aussieht, wenn er amol in die Stadt hereinkommt. Keinem Menschen nähert er sich und is sauwider mit alle Leut'. Er mag sich sein selber nit. Er is und bleibt a verschlossener Mensch, und i möcht' schier wetten, er is a Betrüger und hat den armen Lautenbrunner um Grund und Boden gebracht durch die Urkund', die falsche, wenn's gleich g'stampelt und g'wappelt war, mit den zwei Schwertern und dem bayrischen Löwen, wo drunter steht: In Treue fest!“ — Leonardus ließ sein Fahnlein jetzt aber gar gewaltig hören. Es krächzte dem Weib entgegen, als meinte es: „Beweis es, beweis es, was du da sagst!“ und

plötzlich blieb die Wetterfahne stehen, als thät' sie dem Weib, das nun selbst über die schwere Anklage erschrat, sagen wollen: „Selt, da hapert's, alter Drachen! Du schwäzest gar böses Zeug über den unbescholtenen Müller in den Tag hinein und kannst es nicht verantworten.“ — So plauderten die guten Leutchen noch eine Weile fort.

Mit einem lauten „Grüß Gott, Hillburger!“ trat Benno in die Wohnstube des reichen Müllers und sah denselben frei und offen ins Antlitz. Der Müller war sichtlich überrascht und gerade, wie es schien, nicht angenehm, denn seine Stirne runzelte sich. Seine stets unfreundliche Miene nahm noch einen finstern Ausdruck an, als er den Sohn des verstorbenen Lautenbrunnners nun vor sich sah.

„Was willst denn du auf der Hillburger Mühl?“ herrschte der reiche Mann unwirsch und unhöflich den Burschen an.

„Was ich allein von der Mühl' möcht', das krieg' ich ja doch vorerst nit!“ entgegnete Benno ruhig, fast traurig.

„Und später auch nit!“ fiel Hillburger drein, der im bequemen Lederstuhl am Tische saß, die Zeitung in der Hand hielt und dicke Rauchwolken aus dem Mund zur Stubendecke aufblies. „Und in allen Zeiten nit!“ schloß er mit bitterem, bockbeinigem Nachdrucke.

In Benno's Augen blitzte es auf, als er entgegnete: „I halt' auch nit an um sie, Hillburger. Betteln kann ich nit. Ich kam nur in die Mühl', um dir eppe's z'rück'geben, was du oben im Bürgerwald, am Dauersteinslechl, verloren zu haben scheinst.“ Und Benno holte eine dicke Briestafche aus der Lodenjoppe; dieselbe dem Müller, der ihm nicht einmal einen Stuhl anbot, hinwerfend, setzte er bei: „I glaub', sie gehört dir.“ — Der Müller fuhr überrascht auf und griff mit Begierde nach der wieder erhaltenen Briestafche. Kein Dankeschön hatte der Hartberzige für den ehrlichen Burschen; im Gegentheil, eine Beleidigung der tiefsten Art sollte des redlichen Finders Lohn sein.

Nachdem sich Hillburger versichert hatte, daß nichts in der Tasche fehlte, wandte er sich an Benno mit der Frage: „Hast du einig'schaugt?“

„Nein,“ rief Benno. „Es is nit meine Sach', in fremder Leut' Eigentum herumzuschnüffeln. Außen auf der Briestafchen steht ja dein Nam'. Der Verlierer war da leicht zu finden.“

„Na, wennst du,“ fuhr jetzt Hillburger häßlich dazu lächelnd fort, „wennst du nur a weng'l einig'schaugt hättest, dann hät' ich das Tascherl in meinem Leben kaum mehr g'sehen. Denn, daß du es weißt, Benno, in der Taschen sind für dreitausend Mark Banknoten und andre wertvolle —“ Weiter kam der Müller nicht mehr, da schrie ihm der tiefverletzte ehrliche Bursche ins boshafte Wort: „Müller, kein Wörtl mehr weiter, oder i schlag' dir ins Gesicht. Ja i vergiß, daß du der Burgi ihr Vater bist. Dank, Müller, hab' i freitl koan verhofft, und i verlang' auch koan.

Aber mir so Schlechtes zuzutrauen und mir das gerade ins Gesicht hineinzusagen, das leid' i nit, Müller! Red nix mehr, oder i vergess', daß i in einem fremden Haus bin. Glaubst du, daß ich wegen dem Geld meine Ehr' und Rechtschaffenheit hingeben thät'? Nit um deine ganze Mühl', du Proß! Wenn ich auch arm bin, aber in Treue fest hielt ich als braver Mensch noch immer alles auf meinen unbescholtenen Namen! Wer aber so boshaftig und mit Ueberlegung einem ehrlichen Menschen so was anthut, wie du mir jetzt angethan, Müller, von dem möcht' man schon fast glauben, was d' Weiber am Leahuhardlbrunnen z' Trau'toa draußen reden!“

Da fuhr der stolze Müller wild in die Höh' und fragte, die zornfunkelnden Augen auf den Burschen gerichtet: „Na, und was reden die Waschweiber über



Der Müller griff mit Begierde nach der wieder erhaltenen Briestafche

mi? Wer kann mir und wer wagt's, mir, dem geschтетeten Mann, eppe's Schlechtes nachzureden? Vielleicht wegen dem Prozeß, den ich mit deinem Vater gehabt und gewinnen hab' müssen. Das is dummes Zeug von den Leuten. Und sie wissen nix.“ — Der Müller riß die Briestafche auf und nahm ein Papier aus derselben heraus. Dasselbe entfaltend, trat er näher zu Benno heran und sagte: „Du warst nit dahoam, als der Prozeß sich abgewickelt hat. Darum hör' meinethalben alles, damit es einmal zwischen uns ganz klar wird und alles sein End' hat. I verleugn's nit, daß i dein Vater über alles hafte. Ja, i hab' ihn so gehaft, daß ich ihm hät' alles anthun können. Der Lautenbrunner, dein Vater, hat mir mei' Dirndl ab'spenstig g'macht. Dei' Muatter, Benno, war einmal die, welche ich als

Weib hab' begehrt, aber das hochnäsige, dumme — „Müller, halt 's Maul!“ ging Benno dem Müller gebietend näher, und drohend hob er die Hand schon zum Schlag, als die Müllerin eintrat. Das hielt den Burschen von einer Züchtigung des Müllers ab, aber ohne Rücksicht auf die Eingetretene rief er dennoch: „Meine Mutter lass' ich nit beleidigen. Sie ist eine ehrenwerthe Frau, Müller. So ehrenwert als die deine. Laß mei' Müatterl und meinen toten Vater ihre Ehr', oder i will kein Wort mehr weiter hören. Schlimm genug ohnedem von dir, Müller, wenn du es gestehst, einen Verstorbenen noch den Haß nachzutragen übers Grab hinaus. Und warum? — Weil mei' Müatterl ganz recht eing'sehen hat, daß sie an der Seiten eines solchen Unmenschen, wie du es bist, nimmer hätt' glücklich sein können. 's Geld alloan macht nit glücklich, Müller. Meine Eltern haben, trotz daß es dürftig genug herunter ging, doch ganz gut miteinander gelebt und glücklich weiter g'haust, bis der Vater g'storben is. Der Prozeß hat ihn unter die Erden bracht, Müller, und uns fast gänzlich verarmen lassen. Als er dir den Wald oberhalb Högl verkaufte, weil er sich hart gethan hatte, mit so viel Kinder, da, so erzählte er noch auf dem Totenbett, hättest du ihm zweitausend Gulden geboten und gesagt zu ihm: Lautenbrunner, sei nit dumm! Warum sollen wir dem Staat und seinem Notari z' Trau'stoa draußen so viel Verbriefungskosten zahlen? Du weißt's, i bi a ehrlicher Mann und mach' dir deshalb den Vorschlag: du verkaufst mir scheinhalber um die Summe von fünfhundert Gulden das Höglwälderl. Du stellst mir über die fünfhundert Gulden einen Schuldschein aus, so, als hätt' ich dir das Geld schon anno 1876, also beinahe schon vor vier Jahren, geliehen. Wir brauchen dann erstens für die tausendfünfhundert Gulden keine Taxen zahlen, und zweitens wird der Handel nicht als Kauf, sondern als bloße Deckung einer Schuld, als Uebertragung verbrieft, und dadurch wieder billiger. Die tausendfünfhundert Gulden zahl' ich dir heimlich droben am Dauerstein aus, damit es niemand sieht.“ — — — Hier unterbrach der Müller des erregten Burschen Rede, lachte ein paarmal laut auf und sagte: „So, Benno, das also reden über mich die Schandmäuler! — Frau,“ wandte er sich rauh zu seiner Ehegemahlin, die stumme Zuhörerin blieb, „Frau, geh in die Mühl' hinüber und hol den Martin herüber, der kann es bezeugen, daß alles, was du vielleicht noch weiter in Trau'stoa drauf' erfahren, lauter böswilliges Geschwätz is; nix is als Larifari.“ Die Müllerin ging, um den Martin zu holen. Ihr Mann hatte sie nur fort haben wollen. Was da verhandelt wurde und vielleicht noch weiter zu verhandeln war, paßte nicht für ein drittes Ohr. Des Müllers eigentümliches Wesen, seine halbe Verlegenheit, alles an ihm ließen nur zu gut darauf schließen, sein Gewissen sei nicht so rein und ruhig, wie er sich den Schein zu geben versuchte. Als nun die Müllerin fort war, trat er näher an den von

Kohlenruß halb schwarzen Burschen und fragte: „Nun weiter, was wohl sonst noch alles Schöne über mich hat denn dein Vater dir hinterlassen? Geh, gemier' dich nit und red' weiter. Wir sind allein; niemand hört ja die Dummheiten.“

„Mei' Vater war freili noch nit fertig,“ bekundete Benno mehr traurig jetzt, als erregt. „Er sagte der Mutter und dem Großvater noch: Lang' hab' ich mit mir selber gekämpft und beraten, was i thun soll. Es war eigentlich nit recht, als Bürger den Staat um seine Sporteln zu betrügen, aber einmal beim Fragnerwirt z' Trau'stoa draußen, ich hab' schon a bisserl z' viel und z' weit ins Maßkrügl' mein'guckt g'habt, da hat mich der Müller auf seine Seiten rüber bekommen. Und ich bin den unseligen Handel eingegangen, der uns fast um alles bracht. Verzeiht mir alle. Aber ich hab' es gut gemeint und nimmer glauben können, was der Hillburger für a — na, Müller, ich will's nit aussprechen unter deinem eigenen Dach, es könnt' es die Burgi hören,“ unterbrach Benno sich sekundenlang, dann schloß er: „Mei' Vater is also auf deinen Vorschlag eing'ganq, hat den Schuldschein, wenn i nit irr, mit 1876 anno 1880 dir unterschrieben. Du selber hast ihn ausgestellt, und damit er gewiß rechtsgültig sei, auf einen Stempelbogen geschrieben.“

„Und da is der Schein,“ triumpfierte hohnlachend der Müller, dem armen Burschen das entfaltete Schriftstück hinhaltend. Da lies es selber, und nun genug von dem Gefasel müßiger Schwäher in der Salin'stadt drin, denn das kann dei' Vater nit selber g'sagt haben. Es wär' ja Unsinn und Lüg' g'wesen.“ Benno griff dennoch nach dem für seine Familie so verhängnisvoll gewordenen Schuldschein, trat an das Fenster und sprach aber des Vaters Anklage gegen den Müller noch vollständig zu Ende, indem er anhub: „Ja, als der Vater den Schuldschein da herin in dieser gleichen Stuben unterschrieben hatte, bist du mit dem Vater gleich wieder nach Trau'stoa aufi zum Notar. In einer Stund' war verbrieft, der Höglwald somit urkundlich dein Eigentum. An der blauen Wand ober Dauerstein da hast du dann meinem Vater nit amol die fünfhundert Gulden 'geben. Hohnlachend hast du ihm ins Gesicht hinein all' deine verschlagenen Plän' und Nachsüchsgedanken eing'standen. So, Mathis,“ sollst du meinen armen Vater bedeutet haben, so, Lautenbrunner, jetzt hast nix mehr als deine lausige Berghütten, dein überschuldetes Grillenhäusl oben und dei' Weiberl, die schöne Berstensteiner Loni. — Haust glückli weiter. I hab' nun mei' Nach'! — Und beweisen kannst du nix. I hab' den gestempelten Schuldschein noch dahoam. Freili hättest du ihn zurückverlangen können, aber das siel dir nit ein. Ein Prozeß kann nur zu meinen Gunsten ausfallen. Ich hab' Geld und kann ihn aushalten. Dich aber wird er erst ganz ruinieren.“ Wie es kommen ist, weißt du selber, Hillburger,“ endete Benno die schwere Anklage. Dann fügte er noch bei: „Nur mein unbändiger Fleiß und meine

Sparfamkeit retteten meinen armen Geschwistern das elterliche dürftige Heim.“ Bis her hatte Benno keinen Blick von dem Müller gelassen; erst jetzt schenkte er der Urkunde in seinen Händen volle Aufmerksamkeit. Er las sie wiederholt durch. Da auf einmal schrie der arme Bursche laut auf, und ehe es sich der Müller versah, hatte ihn Benno bei der Gurgel gefaßt. „Schlechter



Ehe es sich der Müller versah, hatte ihn Benno bei der Gurgel gefaßt.

Mensch,“ schrie er, überwältigt von Zorn und Verachtung. Gleich aber ließ er den starb vor ihm stehenden alten Sünder los und sagte mehr traurig als verächtlich: „Nein, ich kann da nix thun, o Gott, als schweigen. Schweigen muß i zu allem, dem lieben Dirndl z'liab, das so unschuldig an allem ist.“ — Wieder wallte es heftig in ihm auf, er zog den Müller mit an das Fenster und herrschte ihn an: „Da schau, du abscheulicher, rachsüchtiger Betrüger, i bin a dummer, schlechter Kohlenbrenner, ehrengeachteter Hillburgerhofbesitzer — und er lachte eigenmächtig hohl dazu —, aber so viel, Müller, kenne ich, daß man auf einem königlich bayerischen Stempelbogen, der vom Staat anno 1877 herausgegeben wurde, keine rechtsgültige Urkunde aufsetzen konnte am vierten Dezember 1876. Gab es denn im Jahr 1876 schon einen Stempelbogen von 1877? Müller, schäm dich und red nix drein und halt di fein staad! Du bist überführt, und ich seh', daß alles, was mei' armer Vater sagte, die reine Wahrheit war. Da schaug, elendiger Mensch!“ rief da Benno wieder heftiger, „da schaug, du rachsüchtiges Ungeheuer, deine Schand!“ Dabei hielt Benno dem erblickenden Müller den Schuldschein vors Auge, so daß das Licht vom Fenster her das Papier durchscheinend machte. Da les', Glender, den Wasserdruck im Papier. Sag's, Nichtsnutziger, wie

steht es da?“ — „1877!“ brummte der Müller und knirschte vor Scham, Angst und heimlicher Wut mit den Zähnen, dann sank er feig und halbgebrochen vor dem Burschen auf die Knie und bat: „Benno, um Himmels willen verschon mi! Die Rachsucht, die Eiferjucht und der Haß haben mich soweit gebracht. Verschon mi, Benno, dent' was i für eine Hochachtung überall genieß!“ — „Die is nit so weit her und so groß,“ fiel Benno ein. „Ins Zuchthaus hättest du wohl gehören, Müller. Wenn i dent', was sich mei' armer Vater für bittre Vorwürf' hat gemacht, wie er durch dich leiden und darben hat müassen, und was meinen armen kloanen Geschwisterln is ab'gangen. Zu wenig warme Kleiderln im strengen Winter, schlechte Schuh'. Ueberall war's zu wenig. Ueberall schaute die Not zum Fenster herein. Und das hast du, Hillburger, aus Rachsucht gethan. Mit Thränen in den Augen hat mei' Vater noch im Sterben gesagt: ach, wär' i nit einmal vom rechtschaffnen Weg abgegangen, hät' i, vor i den unseligen Schuldschein unterschrieben hab', doch das Sprüchel auf dem Stempelbogen im königlichen Staatswappel, die Wort': „In Treue fest“, mir zu Herzen gehen lassen, i hät' den Staat nit betrügen können, und ich wär' auch vor so vielem Schaden bewahrt geblieben. Sag's, Mütterl, dem Benno, wenn er hoantkommt vom Militär, er soll sich fein immer sei' Gemohnheitswörtl „In Treue fest“ noch tiefer in sein Herz hinein schreiben, dann bleibt er auch ein rechtschaffener Bürger und Mensch.“

„Sirt, Müller, das hat mei' Vater noch gesprochen und dann, tröst' ihn der liebe Gott, is er gestorben. Du aber, Müller, hast ihn schon langsam umbracht. Aber trotz alledem wird dir nichts geschehen, so viel Straf' du auch verdienst, Müller, denn in Treue fest halt' i zu meiner Burgi. Dieser Liab', Hillburger, hast du es zu verdanken, daß i mit dem Schuldschein nit aufs G'richt zum Staatsanwalt hinausgeh'. I kann das der Burgi nit anthun und daß d' es sirt, daß mir ernst is dabei, da schaug her, Glender, schaug her!“ Dabei zerriß Benno vor den Augen des Verbrechers, der noch immer auf den Knien lag und nun vollständig niedergeschmettert war, den Schuldschein und warf dessen Fetzen dem Schuldbeladenen vor die Füße. „Wir sind nun fertig fürs Leben miteinander,“ sagte er aufatmend; „deinem Kind, dem du so hart entgegenkommst, verdankst du deine Freiheit und mein Stillschweigen. Verbrenn die Fetzen, die Spuren deiner ruchlosen That. Der liebe Herrgott mag's dir vergeben, — ich kann es nit!“ Raschen Schrittes verließ er traurig und niedergeschlagen das Haus des reichen Müllers. Mit ernstern Gedanken beschäftigt überjah er im Flur seine Burgi sogar. Die aber eilte ihn, nichts Gutes ahnend, nach und fragte: „Aber Benno, was ist denn g'scheh'n, hast mi am End' nitmer liab? So ohne jedes freundliche Wörtl, ohne Grüaß di Gott! und ohne B'hüat di Gott! und ohne Bußert willst auf und davon, mei' lieber Bua?“ Dem bleichen Dirnlein traten dabei die

Thränen in die Augen. Da zog er sie ruhig, wie er von der Arbeit war, an sich und gab ihr einen Kuß; aber alles, was der im Herzen so tief Schmerzlich getroffene Bua herausbrachte, waren die Worte: „Burgi, laß mi jetzt! I kann dir nix sagen, Dirnerl. I darf es nit. Denk aber, daß ich nur dir z'liab schweig' und — halt in Treue fest zu dein' armen aber rechtschaffenen Buab'n.“ — Dann ging er fort und fuhr von dannen mit dem Kohlschlitten weiter thalwärts, der Traun entlang, so schnell und achtlos, daß der Schlitten nur so dahin saufte, und der Schnee hoch über ihm aufstob. Das Dirnerl schaute ihm lange verwundert und traurigen Herzens nach. Als sie gleichzeitig mit der Mutter, die den Martin in der Mühle trotz langen Suchens nicht finden konnte, in die Wohnstube trat, sah sie, wie der Vater kleine Papierfetzen am Lichte verbrannte. Er war kaum wieder zu erkennen, so hatten ihn Schrecken und Furcht verändert. Ihre Mutter aber gewahrte im bleichen Gesichtel ihrer Tochter zwei schwarze Flecken. Sie sagte vorwurfsvoll: „Hast den Lautenbrunner, wie es scheint, doch zu Gesicht bekommen, trotz unjeres Verbois, du unfolgsam's Ding!“ Walburga erschrak und wischte sich den Kuß aus dem darob röter gewordenen lieben Gesichtchen. Wer aber erfast des Mädchens Erstaunen, als sie jetzt ihren Vater sagen hörte: „Laß 's guat sein, Muatter, mit den Auszanten! Die Burgi hat kein so großes Unrecht gethan, denn der Benno is a rechtschaffner braver Bua!“ —



Sie sah, wie der Vater kleine Papierfetzen am Lichte verbrannte.

„Mei' Vater!“ rief laut aufjubelnd die Maid und: „Aber, Müller, was is denn auf oamol mit dir los?“ fragte die erstaunte Müllerin, ohne eine Antwort zu erhalten. Weder die Frau noch die Tochter konnten sich erklären, woher die plötzliche Umwandlung bei dem alten Müller kam.

Es war am Vorabend\* der im Gebirg so viel Aufregung verursachenden Thomasnacht. Ist doch die Thomasnacht eine Rauhnacht, wie der Nelpser sagt. Da wird Blei gegossen von dem verliebten

jungen Gebirgsvolk; sogar das sündhafte Tischrücken wurde früher getrieben. Sündhaft freilich nur im Glauben des Traunthalers. Die Mägde in Traunstein, welche gen Abend wieder am Leonhardsbrunnen das Wasser holten, die wußten es schon, daß der reiche Hillburger plötzlich an einem Schlaganfall todkrank daheim liege. Sie hatten den Doktor Bauer hinausfahren sehen. Was aber weiter geschehen, hatten die neugierigen Leute nicht erfahren können. Leonardus drehte das Wetterfahnelein gar höhnisch um den Lanzenschast, als ob er damit den Klatschrosen und Klatschroschen zurufen wollte: „Das is Euch gesund! Ihr braucht doch auch nit alles zu wissen.“ Während sie noch so am Brunnen klatschten, betrat Rosi und Benno mit der Mutter, einer stillen, durch viel Sorge früh gealterten Frau, in Begleitung des Flori das Ehegemach der Hillburgerschen Müllersleute. Hillburger lag zum Sterben bereit im Bett. Da ging der Mann noch in sich, und bittere Reue überkam ihn bei dem Gedanken, wie viel Unrecht auf seiner schwerbelasteten Seele lag, die nun gar bald vor dem ewigen Richter stehen werde.

Als die Lautenbrunnerin still und geräuschlos ins Sterbezimmer des Müllers traten, winkte ihnen der Sterbende zu, näher zu kommen. Als diese vor dem Bett standen, gab er ihnen naheinander die bleiche Hand und begrüßte sie mit dem letzten „Griß Gott“ seiner blassen Lippen.

„Laß mich alle,“ bat er dann, „laß mich alle mit Benno für a wengl alleins.“ Des Sterbenden Wunsch wurde sofort erfüllt. Alle begaben sich in die Wohnstube hinab, wo ihnen die Müllerin gutmütig die Hand zum Gruße noch einmal bot und kleine Erfrischungen brachte, die jedoch unberührt blieben. Es war niemanden zum Essen oder Trinken Lust gekommen. Der Sensesmann war ja im Hause. Auch die Rede war nur eine ganz einfältige, kurze. Die beiden Mütter hatten die Hände gefaltet, sie beteten still ein Vaterunser für den da oben, der nun seine letzten Kräfte zusammenraffte, um Benno noch ein paar Worte zu sagen: „Benno, braver Bua, der du bist, laß uns Frieden schließen, und versprich mir, niemanden, weder deiner Muatter noch sonst jemandens davon kund zu thun, was i für a mißerabler Mensch bin g'wesen samt mei'm Ansehen. Nimm mir das Anseh'n und die Achtung nit vor der Welt, Benno, thu's meinem Burgerl zu liab! I bitt' dich recht an Ehr' drum. Verzeih alles, Benno, denn schaug, i will aa nu alles guatmachen, soweit es noch geht. Du verdienst mei' Burgerl. Nimm sie als Weib. Gestern hab' ich schon beim Notar alles so fein in Ordnung bracht, daß kein's zu Schaden kommen soll. Der Flori, mei' Sohn, soll die Mühl' übernehmen, und deine Schwester Rosi junge Müllerin werden. Deiner Muatter schenk' i, es ist aa schon notarißch g'macht, das schuldenfreie Dauerstoa-Güt'l. Mei' Weib is mit allem einverstanden g'wesen, und weil wir Gütergemeinschaft haben g'habt, hat sie alles mit unterschreiben müssen und auch willig unterschrieben! So jetzt geh und

hol die andern alle. I merk's, es ist bald gar mit mir. Unser Herrgott sei mir armen Sünder gnädig. Aber Benno, vors du die andern holst, red und sag's, daß du mir verziehen hast!" —

„Müller, Vater,“ hub bewegt der Bursche an, „brauchst da noch viel Wort'. Vergeben is ja so unjere Christenpflicht. Aber nun so hör's denn. Aus aufrichtigen Herzen red' ich's außa. Es is koa Groll mehr gegen dich in meiner Brust. I will toan oanzigen Vorwurf dir mehr machen, du segnest als Vater noch den Bund von mir und Burgi und von Flori mit meiner Schwester, da hat alles Böse, Unleidige a End'. Gott lohn' dir's drüben, Hillburger, was du an deinen glücklichen Kindern thust!“ —

Benno ging hinab und kam auch bald mit allen wieder herauf an das Sterbebett des Müllers. Nur



Und betets für mich, den armen Sünder.

noch mit schwacher Stimme konnte er dem vor ihm knieenden Doppelpaar seinen Segen geben: „Ich g'segn' euch alle, meine Kinderln. Bleibts brav und laibts anander und betets für mich, den armen Sünder. Amen!“

Als des andern Morgens vom Kirchlein her das Sterbeglöcklein mit seiner klagenden Silberstimm' durchs Traunthal klang, da hieß es am Leonardusbrunnen: der reiche Hillburger sei tot. Die sonst so böswilligen Reden über den Abgestorbenen blieben unterlassen. Die Versammelten beteten solange, als das Glöcklein läutete. Als sein letzter Schall im Bürgerwald oben verhallte, gingen sie schweigsamer als sonst auseinander, denn dem Toten durften sie nichts Böses mehr nachreden, das ist auch im Traunthal so, und weil sie just auch nichts Gutes von dem Hillburger wußten, so gab es sich von selber, daß geschwiegen wurde. Leonardus drehte sein Fähnlein ein paar mal gefällig herum und meinte wahrscheinlich damit wie aufseufzend: „O wenn ihr mir alle Tag' so wäret.“ —

Die Weihnachten waren dem jungen Doppelpaar freilich verdorben durch den raschen Tod des Müll-

lers; aber was ihnen der alte Mann noch auf dem Sterbebett gab, die Einwilligung zu ihrem Bunde und des Vaters Segen dazu, das ließ doch am Christfest die vier jungen Herzen höher schlagen. Hinter der Trauer steckte ja gar so viel kommendes Glück für sie. Im schönen Bergland weilt die Trauer nicht so lange, wenigstens die äußerliche nicht. Mit seinem Innern kann es jeder machen, wie er es für gut hält. Als die Alpenrosen blühten, gab's im Traunthal eine Doppelhochzeit, von welcher wegen ihrer Lustigkeit und Gastlichkeit noch lange geredet wurde. Auch das alte Großvaterl erlebte ihn noch diesen doppelt schönen Freudentag seiner lieben Enkelkinder. Benno hat jetzt selbst herrliche Köstereien. An seinem neuen schönen Hause über der Thüre glänzt der schöne Wahlspruch des Königs Ludwig II.: „In Treue fest!“ Und wie gar oft mal kommt die Burgi, sein Weiblein, von der Hochstätten und hat schwarze Kussfleckerln auf den Wangen. Aber ihr Gesichtlein ist dennoch so viel schön anzuschauen. Es liegt ja auf ihm mit der Jugend Anmut auch zugleich das ganze Glück einer jungen Mutter und Frau. Flori macht dafür als Müller wieder seiner Frau Müllerin, dem Roserl, alles mögliche weiß. Wie gepudert kommt Bennos glückliche Schwester oft aus den Mühlen, und „das hat der Flori gethan, der Anstauber, der herzliabe!“ so sagt dann Rosi gewöhnlich zu der alten Hillburgerin, die ganz stolz darauf war, nun Großmütterl zu sein.

### So lang ich lebe, will ich lieben!

Im tiefsten Grunde meiner Seele  
Tönt mir zuweilen lieblich zart  
Gleich wie aus Nachtigallenkehle  
Ein Lied von frommer Kinderart,  
Und fühl' ich mich vom Glück vertrieben,  
Rief's mir ins Ohr gar mild und weich:  
So lang du lebst, sollst du auch lieben,  
So lang du liebst, bist du auch reich!

Die Schätze aller Pharaonen,  
Die Frachten, tief im Meer versenkt —  
Sie alle können nicht entlohnen  
Ein Herz, das seine Liebe schenkt!  
Wär' auch kein Glückstern mir geblieben  
Und träfe mich auch Streich um Streich:  
So lang ich lebte, wollt' ich lieben,  
So lang ich liebte, wär' ich reich!

O Gnadenföhne treuer Liebe,  
Du bist das Kleinod dieser Welt!  
Du bist im hastenden Getriebe  
Der Port, der uns zusammenhält!  
Drum hab' ich mir ins Herz geschrieben  
Ein Verschen, ernst und mild zugleich:  
So lang ich lebe, will ich lieben!  
So lang ich liebe, bin ich reich!

Otto Promber.

### Der Fürst kommt!

Von Karl Teschner.



er Herr Rentier und Schützenkommandant Philipp Knorpel empfand es als eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, daß von Zeit zu Zeit ein regierender Fürst zu seinen Vätern versammelt wurde und wenigstens einmal im Leben der Nachfolger eine Inspektions- und Huldigungsreise durchs Land machte, um den getreuesten Unterthanen Gelegen-

heit zu geben, sich bemerkbar zu machen, weil sonst ihre Verdienste ihm oftmals auf ewig verborgen bleiben würden. Bei der Rundreise des verstorbenen Fürsten hatte Knorpel, der damals noch Hagestolz und eben erst zum Kommandanten erwählt worden war, ein großes Mißgeschick gehabt: nachdem er sich mit vieler Mühe zu einem glänzenden Empfange vorbereitet und eine zündende Rede einstudiert hatte, was ihm zahlreiche schlaflose Nächte verursachte, war er kurz vor dem Eintreffen Seiner Durchlaucht auf seinem Stuhle eingeknickt; als man ihn weckte, war der wichtige Moment schon vorbei. Damit ihm etwas Derartiges nicht wieder passiere, hatte er schleunigst ein Weib genommen. Zwölf lange Jahre hatte er so geduldig gewartet. Nun sollte endlich ein neuer Fürst im Städtchen erscheinen, um die Huldigung der Bürgerschaft allergnädigst entgegenzunehmen. Diesmal rechnete Knorpel mit Bestimmtheit auf eine besondere Auszeichnung. Wenn er in den Zeitungen hatte lesen können, daß bei zufälligen Potentatenbesuchen allerlei Hofbedienstete, wie Köche, Lakaien, Heiducken, Kutscher und was dergleichen ist, Orden erhielten, so durfte er doch mit weit mehr Recht behaupten, daß seine Knopflöcher einen viel begründeteren Anspruch auf solchen Schmuck hätten. Er war ja doch ein Mann von Verdienst und Würden, hatte zum Exempel einen Verschönerungsverein gegründet und, da die Bevölkerung der Stadt von 2200 auf 1999 Einwohner zurückgegangen war, eine Extrabelohnung für Bräute ausgesetzt, welche aber erst beim dritten Jungen zur Auszahlung kam. Es bestand somit in ihm nicht der geringste Zweifel, daß er sich für die erste Persönlichkeit in der Stadt nach dem Bürgermeister zu halten habe. Wie er so dasaß im Lehnstuhl, noch in Schlafrock und Pantoffeln, aber schon mit weißer Galahose und Weste ausgestattet, mit einem Bäuchlein, das er wie eine große Trommel vor sich hertrug, gab er ein ganz stattliches Bild ab.

Er hielt einen großen Papierbogen in der Hand, auf welchem die vom Stadtpoeten in Versen verfaßte Begrüßungsanrede an Seine Durchlaucht stand.

Neben ihm auf einem Tischchen stand eine Flasche mit der einladenden Aufschrift „Gilka“, aus welcher er sich zur Stärkung seines Gedächtnisses von Zeit zu Zeit ein Gläschen einschenkte. Die „geistige Beweglichkeit“ war aber so wenig wie die körperliche jemals seine Sache gewesen. Er hatte die Rede nun wohl schon ein dutzendmal durchgelesen, aber wenn er am Ende angelangt war, hatte er jedesmal den Anfang wieder vergessen, obschon er doch fleißig mit dem Gilka nachzuhelfen suchte.

Endlich rief er seine Gattin zum Beistande.

„Sally, komm, hilf mir 'mal ein bißchen lernen! Ich darf natürlich als Schützenkommandant nicht stecken bleiben, wenn ich vor dem Fürsten stehe. Da, nimm den Bogen und lies nach!“

Sally that so, wie ihr der Herr Gemahl geheißen hatte.

„Na, sag mal her!“

Knorpel erhob sich zu einer würdevollen Kommandeurstellung.

„Stillgestanden!“ schrie er mit mächtiger Stimme. Die Gattin fuhr erschreckt zusammen.

„Na ja, ich stehe schon!“

„Das ist nur für die Kompagnie!“ sagte er. „Achtung! Präsentiert 's Geweh! — Also jetzt geht's los! Die Musik spielt den Präsentiermarsch: Terem-tete tchin bum tchin!“

„Das steht nicht da!“ sagte die Gattin.

„Natürlich nicht! — Der fürstliche Wagen hält. Ich trete einen Schritt vor und senke den Degen.“

Ein seltner Tag ist vor uns aufgedämmert . . .“

„Er bringt . . .“ half sie nach.

„Er bringt . . .“ stammelte er nach.

„Mit Ew. — mit Ewiger Durchlaucht . . .“

„Ew. heißt Euer. Also: Er bringt mit Euer Durchlaucht uns das Glück. Wie geht's nun weiter?“

„Die Ehrenpforte . . .“

„Ach richtig! Die Ehrenpforte, die wir hier gezimmert . . .“

„Hier steht: gehämmert!“

„Das ist wegen des Reims, sagt Benzler; aber es klingt doch gar zu sehr nach Klempner. Gezimmert ist besser. Meinst du nicht?“

„Also: gezimmert! Sie strahlt . . .“

„Sie strahlt . . .“ Weiter kam er auch nicht.

„Auf uns . . .“

„Auf uns strahlt sie . . .“

„Sie strahlt auf uns des Festes . . .“

„Glanz zurück! Weiter!“

„Ein neuer . . .“

„Ein neuer Fürst . . .“

„Ach, warum nicht gar!“ verwies Sally. „Ein neuer Puls . . .“

„Ein neuer Pulsschlag geht durch alle Lande . . .“

„Aber, Mann! Du hast schlecht gelernt.“

„Na lies mal vor!“ eiferte Knorpel. „Dazu stehst du doch da, daß du mir einhilfst!“

Während er wiederum einen Gilka nippte, las seine Gattin:

„Ein neuer Pulsschlag geht vom Grabestrande  
Mit Euer Durchlaucht durch Ihr hohes Haus.  
Nun ziehen Sie im engern Vaterlande  
Von Ort zu Ort zur frohen Heerschau aus.“

Knorpel ging in gehobener Stimmung mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei die Schlafrockenden umherfchlugen, als ob sie alle Möbel umwerfen wollten, daß auch Sally etwas abseits treten mußte, um nicht weggefegt zu werden. Er deklamirte weiter:

„So ist nun auch mit Pauken und Trompeten  
Die ganze Schützenkompanie . . .“

„Ganze steht nicht da!“ bemerkte die Gattin.  
„Sie wird aber ganz da sein, sonst giebt's Ordnungstrafen!“ versetzte Knorpel. „Ich werde bei dieser feierlichen Gelegenheit unnachlässig darauf halten! Also wie steht da?“

„Die alte, tapfre . . .“

„Ach richtig: . . . alte, tapfre Schützenkompanie  
Gehorsamst, unterthänigst . . .“

„Steht auch nicht da,“ sagte Sally.

„Der Benzler hat's eben dumm gemacht!“ kritisierte Knorpel. „Er meinte, es würden zu viele Bersbeine. Es klingt aber doch sehr gefällig, wenn man sagt:

. . . ist allerunterthänigst angetreten  
Und Treue schwört Euer Durchlaucht sie!“

„Was wir für Euer Durchlaucht . . .“ half sie weiter.

„Was wir für Euer Durchlaucht thun können . . .“

„I warum nicht gar!“ verwies Sally. „Knappe dich doch zusammen! ‚Heut erlehn‘ heißt's!“

„Ja so!“

„. . . heut erlehn,  
Es wird uns selbst in reichstem Maß zuteil!  
Des Fürsten Wohl ist Volkes Wohlergehn,  
Drum rufen wir: dem Landesvater Heil!

Nun gleich noch mal von vorn!

Ein feltner Tag ist heute angebrochen . . .“

„Vor uns aufgedämmert!“ verbesserte die Gattin.

Das Wort war kaum gesprochen, als Gretchen Knorpel, das elfjährige Töchterchen, weiß gekleidet, mit einer großen Schärpe und einem Rosentränzen auf dem Blondkopfe, ins Zimmer gesprungen kam. Sie trug einen großen Blumenstrauß in den Händen.  
„Was willst du schon?“ fuhr Papa sie verdrießlich an.

„Mama soll mich einmal überhören!“

„Die überhört mich soeben! Deine paar Zeilen wirst du doch fest inne haben. Na, sag sie mal geschwind her!“

Gretchen machte einen Knix und deklamirte:

„Die wir mit treuen Herzen vor dir stehen,  
In heiligem Gebet zum Himmel flehen:  
Gott segne dich auf allen deinen Wegen!  
Was Gott dir Gutes schenkt, ist unser Segen!  
An dich knüpft uns der Liebe festes Band,  
Dein Glück ist ein beglücktes Vaterland!“

„Brav, mein Kind!“ lobte die Mutter. „Du wirst nicht umwerfen.“

„Ich hoffentlich auch nicht!“ sagte er.

„Na, na!“ sagte sie so, daß man's merkte, wie sie zweifelte.

„Male gefälligt den Teufel nicht an die Wand!“

„Davor fürchtet sich doch so ein tapfrer Kriegsheld nicht!“ scherzte Sally.

„Nein. Du hast recht!“ bestätigte er. „Also, merk auf, Gretchen! Du stehst gleich neben unserer Kompanie. Sobald ich meine Rede gehalten habe, worauf der Fürst mich wohl gnädig ansprechen wird, trittst du beherzt vor, ganz dicht vor den hohen Herrn, hältst deinen Strauß vor dich mit beiden Händen und sagst deinen Spruch, laut, daß man's über den ganzen Platz hört. Wenn dann der Fürst den Strauß genommen hat und dich fragt: Wer bist du, Kind? da antwortest du: ‚der Schützenkommandant ist mein Vater!‘ Na, ich denke, das wird sich machen!“

Gretchen that schon ganz stolz und sagte, sie wolle einstweilen hinunter auf den Platz gehen.

„Jetzt noch 'mal von vorn!“ rief Knorpel, zu seiner Gattin gewendet. „Ich salutiere also, trete einen Schritt vor und fange an . . .“

Ehe er aber anfangen konnte, kam wieder eine Störung. Der Apotheker Salzmann, Adjutant der Schützenkompanie, trat in Galauniform ein.

„Was, Sie kommen schon?“ fragte Knorpel.

„Zu Befehl, Herr Kommandant!“ erwiderte Salzmann mit etwas erkünsteltem militärischen Anstrich. „Melde pflichtgemäß, daß die Kompanie angetreten ist. Das heißt, es fehlen nur noch elf Mann!“

„Diese Leute können doch niemals pünktlich sein!“ eiferte Knorpel. „Pünktlichkeit ist doch die Seele vom Ganzen! Sagen Sie das allen, die nicht da sind! Und noch eins, lieber Salzmann, daß wir uns vor dem Fürsten nicht blamieren! Sagen Sie's allen! Wenn ich kommandiere: Stillgestanden!, daß sich dann keiner mehr die Nase schneuzt oder eine Brise nimmt und was dergleichen ist! Wie eine Mauer müssen sie stehen, einer wie der andere!“

„Schön! Wird' ich der Mannschaft sagen! Und der Herr Kommandant?“

„Was denn?“ versetzte Knorpel. „Sie sehen ja, ich übe meine Rede ein!“

„Ach so! Der Herr Kommandant memorieren noch! Glückliche Berrichtung!“ meinte Salzmann und wollte sich zurückziehen.

Da ertönte aus der Ferne ein dumpfes, die Luft erschütterndes Bum! Knorpel fuhr zusammen.

„Was war denn das?“

„Der erste Signalschuss aus unsern Böllern! Der Durchlauchtigste Herr naht dem Weichbild der Stadt.“ Knorpel geriet in Bewegung.

„Schon so weit, schon so nahe?“ rief er. „Da muß ich mich ja sputen!“

Er warf den Schlafrock ab, während Salzmann sich entfernte. Knorpel rannte hin und her.

„So hilf doch ein bißchen, Sally! Wo sind denn meine Stiebeln?“

„Da stehen sie ja unter dem Stuhle!“ erwiderte die Gattin und stellte sie ihm zur Hand.

Es waren ein paar elegante Lackstiefeln. Knorpel zwängte mit Achzen einen an und hinkte damit im Zimmer herum.

„Au weh, der drückt aber mörderlich!“



Da auf einmal fiel der Säbel klirrend zu Boden.

„Das macht, du hast diese Stiefeln lange nicht getragen!“ sagte die besorgte Frau Kommandant. „Zieh nur den andern auch an und tritt fest auf! Da hilft kein Ach und Weh!“

Während er den zweiten Stiefel anzwängte, erdröhnten kurz nacheinander drei Schüsse. Es fehlte gar nicht viel, und er sank vor Schrecken rücklings hin.

„Wahrhaftig, sie schießen! Die ganzen drei Böller! Das ist schon die erste Begrüßung!“

Sally legte dem Herrn Kommandanten die steife Halsbinde um.

„Schnalle die Weste ein bißchen lockerer! — Verwünschte Bestie!“

„Wer denn?“ fragte Sally verwundert.

„Setzt sich mir da so eine Fliege immer wieder auf die Nase! — Rasch meine Uniform!“

Sie hielt ihm den Rock vor, er fuhr in den Ärmel.

„Ein froher Tag ist . . .“

„Seltner Tag . . .“ soufflierte die Gattin.

„Ein seltner Tag ist froh . . .“

„Für uns aufgedämmert!“

„Wichtig, aufgedämmert heißt's.“

„Der bringt mit Euer Durchlaucht . . .“

„Wieder dreimaliges Bum von fern her.“

„Jesses! Hör nur, wie sie donnen!“

Er fuhr eilig in den andern Ärmel. Sally knöpfte zu.

„Was hast du denn da für einen häßlichen Fleck am Knie?“ rief sie betroffen. „Die Hose war doch so schön weiß! Ich selber hab' sie gebügelt.“

„Pfui Spinne!“ brummte er. „Scheint Tinte zu sein.“

„Und verunziert dein ganzes Aussehen! Ich will sehen, ob ich's mit Kleesalz wegputzen kann!“

Sie lief hinaus. Er stülpte den großen Federhut auf und deklamierte dabei in den Spiegel hinein. Sally kam mit einem Fläschchen und einem Tuche zurück.

„Stelle den Fuß auf diesen Stuhl!“

Jetzt sollte er gar wie ein Storch auf einem Beine stehen; es ging zwar, aber nur mit knapper Not. Sie putzte immer noch eifrig. Er deklamierte dabei in einem Wahren und schlug mit der Hand im Eifer so nach der hartnäckigen Fliege, daß ihm der Hut schief aufs Ohr rutschte. Plötzlich hielt Frau Sally inne.

„Horch! Sie schreien Vivat! Der Fürst scheint da zu sein.“

„Da muß ich fort!“ leuchtete er. „Schnell den Säbel!“

Während er den schweren Sarras umschnallte, das Zünglein ins letzte Loch, hielt Sally ihm die weißen Handschuhe bereit. Immer lauter ertönte von der Straße das Vivatrufen. Er griff nach den Handschuhen und wollte hinauseilen. Da auf einmal fiel der Säbel klirrend zu Boden. Der Riemen war geplatzt. Beide starrten mit Schrecken auf den unheilvollen Degen.

„Donner Wöhren!“ stöhnte Knorpel. „Das ist eine schöne Geschichte! Schnell, fliehe, fliehe!“

„Ja, flieht sich was bei dem dicken Leder!“ entgegnete die Gattin. „Ich will sehen, ob ich's mit Pfriem und Bindfaden zusammen bringe!“

Sie hastete, so rasch sie konnte, aber ehe sie noch mit dem Verbandzeug kam, ertönte von der Straße ganz nahe Vivatgeschrei.

„Her den Bindfaden!“ sagte er.



Knorpel sank in einen Sessel.

Im Fortellen knüpfelte er sich mittels der Schnur den Säbel an den Leib. In der Thür begegneten ihm Gretchen und Salzmann.

„Gleich, gleich! Ich komme schon!“ rief Knorpel atemlos.

„Bemühen Sie sich nicht, lieber Knorpel,“ erwiderte der Apotheker lächelnd; „der Fürst ist schon fort!“

„Fort?“ sagte Knorpel tonlos und taumelte zurück. „Na, falle nur nicht in Ohnmacht!“ rief Sally mit spöttischem Humor. „Ich will dir ein Glas Wasser holen!“

„Es ging alles ziemlich schnell,“ berichtete Salzmann. „Durchlaucht wollten noch zur Parade in der nächsten Garnison. Der Bürgermeister blieb in seiner Anrede stecken.“

Knorpel sank in einen Sessel.

„Vielleicht wäre ich auch stecken geblieben.“

Sally brachte Wasser.

„Hier trinke ein brunnensfrisches Guttempler! Laß deinen Kummer schwimmen!“

„Ich bin nicht stecken geblieben, Papa!“ sagte Gretchen selbstbewußt.

„Nein, die hat herzlich vorgetragen,“ bestätigte Salzmann, „und der Fürst nahm huldvoll ihren Strauß entgegen.“

„Vielleicht kriegt die nun einen Orden!“ sagte Sally höhnisch. „Brav, Gretel! Du hast die Ehre gerettet!“

„Hat der Fürst etwas zu dir gesagt?“ fragte ihr Vater.

„Wie ich heiße, hat er mich gefragt. Ich antwortete: ‚Gretchen Knorpel‘ und sah mich nach dir um, aber du warst nicht da.“

„Nein, ich war nicht da!“ sagte er wehleidig.

„Weil zu allem Uebel noch der Schmachtriemen plakte,“ bemerkte Sally.

„Ich habe Sie entschuldigt, lieber Knorpel!“ tröstete Salzmann. „Durchlaucht fragten mich, ob ich der Kommandant wäre. ‚Nein, Euer Durchlaucht,‘ sagt ich, ‚nur der Adjutant und Apotheker in Allerhöchst dero getreuester Stadt. Unser Kommandant ist unwohl.‘ ‚Was fehlt ihm denn?‘ fragten Durchlaucht. Ich, nach einem kleinen Besinnen: ‚er leidet an Lentose.‘ Der hohe Herr stuzte einen Moment. ‚Lentose,‘ sagte er dann lächelnd, ‚kommt das Wort von lentus her?‘ Ich verbeugte mich. ‚Ah,‘ rief er, ‚bei dem Uebel kann man, wie die Schildkröte, uralt werden!‘ Fort ging es. Ich denke, daß ich Sie gut herausgerissen habe!“

„Danke ergebenst!“ sagte Knorpel ohne Verständnis.

Sally aber fragte spitz: „Was heißt denn das ‚lentus‘ auf deutsch?“

„Es heißt — es heißt: langsam,“ antwortete der Apotheker zögernd.

„So, so! Dacht’ ich es doch, als von der Schildkröte die Rede war!“ spöttelte Sally. „Wirklich, gut herausgerissen, Herr Salzmann, sehr angenehm! Na, zieh nur deine Uniform wieder aus, alter Lentus, bis auf ein andermal! Für diesmal ist’s vorbei!“

„Das verwünschte Lernen der Rede ist schuld!“ brummte Knorpel.

„Und die vielen Giltas! Ihr mit euten gekünstelten Reden, bei denen ihr euch nichts denkt! Hättest du frei von der Leber weg gesprochen: Seien Sie willkommen, Durchlaucht! Wir sind Ihnen treu ergeben und wollen jederzeit unsere Pflichten erfüllen vor Gott und Menschen! Damit wär’s genug und wäre gut gewesen.“

„Es ist aber doch schade um meine große Rede!“ meinte Knorpel kleinlaut.

„Die kann auch noch einen Zweck haben,“ sagte der Apotheker.

„Wie so denn?“

„Wenn Sie diese Rede jeden Abend nach Zubettgehen deklamieren, werden Sie stets gut dabei einschlafen, ohne Schlafmittel!“

### Die Sonntagruhe.



#### I. Am Sonntag.

(Ein Jude steht vor seinem Laden, vor dem ein Gendarm stehen bleibt.)

Gendarm: „Herr Feintuch, sperren Sie doch Ihren Laden zu! — Heute ist Sonntagruhe.“

Israelit Feintuch: „Was geht mich euer Sonntag an? Mein Ruhetag ist der Sabbath!“

#### II. Am Samstag.

(Dieselbe Scene wie oben.)

Gendarm: „Herr Feintuch! Heute ist Sabbath, und Sie haben doch Ihren Laden offen.“

Israelit Feintuch: „Ja wohl, heut is Sabbath! Doch sagen Se mer, Herr Schandarm, was geht dos Sie an?“

### Der beste Freund.

„So — und jetzt kommt 's Schwerste, der Abschied!“

„Ja, Leutner, jetzt hast mein Deandl ganz und alloan . . . . mir g'hört's jetzt nimmer; aber i sag' dir's . . . wannst 's net glücklich machst — mein Liabs, guats Katherl — du . . . nacha hast's mit mir z' thun! Nacha wer' i a ernsts Wörtl mit dir redn, döss sag' i dir. — Kreuzbirnbaum Hollerstaund . . . Du schlechter Kerl, hast mir mein Döchterl abspenstig g'macht, daß 's rein gar nix mehr wißn will von sein Vattern . . . und furt geht's mir a no . . . o mein, o mein . . .“

Die kräftige, polternde Stimme des Alten, welche schon zu einem derben Fluche einsehen wollte, ersticke hier plötzlich in schluchzenden Lauten. Das Haupt des Greises sank herab zu dem myrteneschmückten Blondköpfchen seines Kindes, so daß die Tropfen aus den alten Augen in die grünen Zweiglein rannen und an den weißen Blüten und Blättern hängen blieben, als wären es glitzernde Tauperlen des Frühmorgens. Die junge Frau hob das bleiche, doch vom neuen Glücke verklärte Gesichtchen empor, fuhr sich ein wenig über die Augen und streichelte dann das runzlige Gesicht des Vaters so zärtlich.

„Mußt nit weinen, Vatta, schau, es geht halt nit anders in der Welt! Schon in der Bibel steht's g'schrieben: »Du sollst Vater und Mutter verlassen, und dem Manne folgen.« — Also muß 's halt auch bei mir so sein! Und nit glücklich machen soll mich der Franzl? — Geh weiter, wie kannst denn nur so dahereden! — Is er denn nit a kreuzbraver Mensch? Und so lieb, wie wir uns hab'n, — das giebt's ja gar nit leicht wieder. Gelt, mein Franzl?“

— Sie machte sich aus den Armen des Vaters los, küßte noch einmal inbrünstig seine welken Hände, welche segnend über ihren Scheitel tasteten, und eilte schwanken Schrittes hinaus, während der verlassene Greis aufstöhnend in einen Stuhl sank.

Schwer, viel schwerer, als sie es sich gedacht hatte, wurde dem Katherl der Abschied vom Vaterhaus. Die Mutter war schon lange tot, und ach, den alten Vater jetzt so einsam zurücklassen zu müssen . . . das machte ihr das Herz so schwer! —

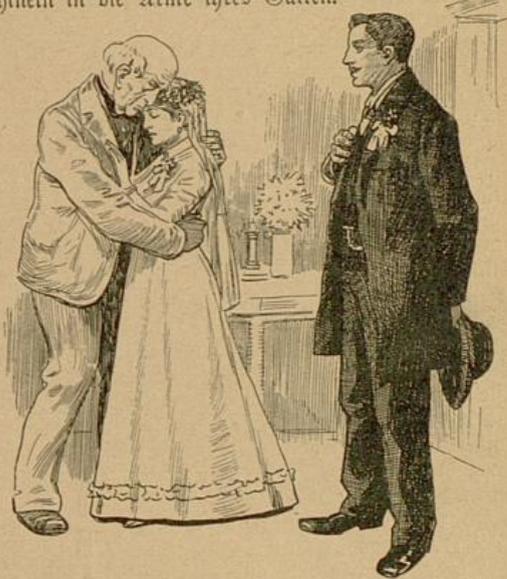
Vor dem Hause stand das Wägelchen, welches die Neuvermählten fortbringen sollte nach ihrer neuen Wohnung in der Hauptstadt, wo der junge Gatte als Maurer arbeitete.

Um das Fuhrwerk herum standen die Knechte und Mägde des Bauernhofes, denen noch allen die junge Frau die Hand zum Abschied reichte. Dabei preßte sie die Lippen fest zusammen, denn sprechen konnte sie nichts. Erst ganz zuletzt, als die unruhigen Pferde schon kräftig angezogen hatten, ließ sie nochmals halten, winkte eine Magd an den Wagenschlag heran und beauftragte sie, den Vater nochmals zu grüßen und ja sorgfältig darauf zu sehen, daß er jeden Tag sein gewohntes gutes Essen bekäme, damit er nicht schwach oder krank würde. Die Magd nickte

Zahrer Hintender Bote für 1903.

zustimmend und trocknete sich mit dem Schurzzipfel die Augen . . . .

Dem Katherl aber wäre noch mancher gute Rat eingefallen, wenn Franzl dem Scheiden nicht ein schnelles Ende gemacht hätte, indem er den Pferden laut „hüäh“ zurief, was sie sich nicht zweimal sagen ließen. Bei dem jähen Rucke des plötzlich fortrollenden Wagens wankte das Katherl und fiel gerade hinein in die Arme ihres Gatten.



Das Haupt des Greises sank herab zu dem myrteneschmückten Blondköpfchen seines Kindes.

Znüg umschloß er die Weinende; eng aneinander geschmiegt ging's im Saus der neuen Heimat zu.

Lange konnten die beiden keine Worte finden, — es war ihnen ganz feierlich zu Mut in ihrer Liebeseligkeit und dem Genuß, so dahin fahren zu dürfen durch die frühlingstriebe, prangende Welt; endlich hielt es Franzl doch nicht mehr aus, das Katherl so blaß und still an seiner Seite sitzen zu sehen. Freilich mußte auch er sich zur Fröhlichkeit zwingen, aber es ging, und ermunternd sagte er: „Aber, Weiberl, wer wird denn so traurig sein? Zuchhu, wir sind ja ein paar glückliche Leutln, — komm, sei wieder lustig.“

Und dabei verjekt er dem Katherl einen schallenden Schmah, daß der Kutscher auf dem Bock sich schmunzelnd umwandte und dann ansing, laut mit der Peitsche zu knallen, damit die Leute auf der Landstraße auch wissen sollten, daß er ein fröhliches, junges Ehepaar heimfahren durfte.

„Du hast mich doch noch lieb?“ fragte Franz das Katherl, das noch immer schwieg.

„Ja — ja — tausendmal ja . . . . und du mich auch, gelt? Schau, manchmal mein' ich, ich pass' gar nicht zu dir hinein in die Großstadt, weil ich nur so ein einfältiges Bauernmädl bin. Ich will mir schon recht viel Mühe gebn, mich zu ändern.“

„O Katherl, was fällt dir ein? Das brauchst's gar nicht. Grad so, wie du bist, bist du mir recht. Bleib nur immer mein liebs, herzigs Bauernmädl.“

„Schau nur, wie wunderschön,“ jubelte plötzlich die junge Frau laut auf und zeigte mit der Hand nach einem mit schneeweißen Blüten übersäten Baume am Wege.

„Was soll denn da Besonderes dran sein?“ fragte enttäuscht der Franz. „Wenn wir erst einmal drin sind in der Münchner Stadt, da wirst du ganz andere Dinge sehen. O mein Katherl, da wirst du schauen! Die schönen Gebäude, die breiten Straßen, diese hohen Kirchen. Und erst die vielen Menschen! So viel, wie du noch gar nie beisammen gesehn hast draußen auf dem Dorfe.“

„Und Wälder und Wiesen giebt's doch auch?“ erkundigte sich ganz zaghaft das Katherl. Als echtes Landmädel war sie eine feine, sinnige Natur. Es war ihr immer so wohl gewesen in der einsamen Stille des Waldes und auf der Flur. Wie freute sie sich alljährlich über das erste dunkelglänzende, schön gezackte Blatt, das der Weißdorn über Nacht entfaltet hatte! Mit welchem Jubel begrüßte sie seine mattweiß schimmernden Blumenröschen, das erste dunkle Veilchen, das jungfrische Grün der Wiese und die hellen, sprossenden Spitzen der Waldtannen. Katherl mußte tief aufseufzen, als sie an all diese Herrlichkeiten dachte, die ihr nun künftig so fern sein sollten.

Franz aber war ärgerlich darüber, daß seine Schilderung von all den Schönheiten der Residenzstadt so wenig Eindruck auf sein junges Weib gemacht hatten, und brummte mißmutig: „Was hast du denn zu seufzen, — du bist doch noch ein rechtes Kind.“

Als aber Katherls große, braune Augen so ängstlich und erschrocken zu ihm aufsahen, da zog er sie lieblich an sich und stüsterte zärtlich: „Ein Kind schon, Katherl, aber mein liebs, goldiges, herziges Kind, geli?“ —

Hei, wie das Katherl am nächsten Morgen die Augen weit aufriß vor Erstaunen, als sie erwachte und über sich nicht mehr die niedere, rauchgeschwärzte Decke ihres heimatlichen Stübchens sah, sondern sich in ihren eigenen schmucken vier Wänden befand! Es waren ein paar helle, freundliche Zimmerchen, welche Franzl gemietet hatte. Die Wände zierten blumige Tapeten und weiße Thür- und Fenster-rahmen, glatt und glänzend waren die Fußböden, und vom Gefirnse draußen nickten die Blumen zwischen den blendend weißen Mullvorhängen herein. Die einfachen Möbel, welche Katherls Vater vorausgeschickt hatte, paßten vorzüglich zu allem und gaben dem Ganzen das Aussehen einer schlichten, aber lieben und trauten Häuslichkeit.

Freudig ging die junge Frau daran, die mitgebrachten Kisten und Koffer auszupacken und die reichliche Aussteuerwäsche in den Schränken unterzubringen. Zärtlich strich ihre Hand über die mit

bunten Seidenbändern umwundenen Stöße blendend weißen Linnens. Fast alles war ja eigenhändig gesponnen und selbst gebleicht. Im Geiste sah Katherl noch die blauen Blütenglöcklein des Flachses im Sommerwinde hin und her schwanken wie damals, als sie, als Kind, an ihres Vaters Hand längs des Feldraines ging, und hörte noch, wie er zu ihr schmunzelnd sagte: „Schau, Katherl, dös all's wird Leinwand zu deiner Aussteuer.“ — In der Erinnerung an die Heimat stahlen sich plötzlich ein paar blinkende Thränenlein in ihre Augen, welche sie aber rasch abwischte; dann lächelte sie gleich wieder.

Franz sah seinem Weiberl in stiller Glückseligkeit zu. Wie liebreizend er sie fand in ihrer neuen, hausfraulichen Thätigkeit mit dem kindlichen Lachen und ihrer herzerfrischenden Fröhlichkeit! Als Katherl endlich fertig war, setzte sie sich zu Franz, der nun allerlei von seinem Berufe erzählen mußte. Er schilderte das Leben der Arbeiter, ihre Mühen, die



Freudig ging die junge Frau daran, die mitgebrachten Kisten und Koffer auszupacken.

Gefahren für Leib und Leben, denen sie sich täglich aussetzen mußten, aber auch, wie schön es dann sei, wenn der Bau so fir und fertig dasteh. „Aber noch weit schöner wär's,“ meinte er lachend, „wenn man immer daheim bleiben dürfte bei seinem lieben Weiberl, und gar nimmer fort müßte an die Arbeit.“

Das Katherl drohte gar schelmisch mit dem Finger: „So einen Faulenzer möchte sie aber gar nicht zum Manne haben.“ —

Bald darauf entspann sich auch schon der erste Streit!

Als nämlich Franz erzählte, daß es Brauch bei den Arbeiterfrauen sei, ihren Männern täglich das Mittagessen auf den Bau hinauszutragen, da erklärte das Katherl mit großer Bestimmtheit, das ließe sie sich auch nicht nehmen, auch sie würde das thun, obgleich sich der Franz heftig dagegen sträubte. Er mochte wohl daran denken, wie wenig Gutes die Bekanntschaft mit den verschiedenen Arbeiterfrauen für das zarte Gemüt des feinsüßigen Katherl hätte,

und er versuchte es immer wieder, sie von ihrem Plane abzubringen. Die junge Frau aber meinte, sie sei nun einmal eine echte und rechte Arbeiterfrau, und als solche müsse sie auch deren Pflichten erfüllen. Und wie jede richtige Ehefrau blieb auch sie gleich im ersten ehelichen Streite Siegerin.

Wenige Tage darauf machte sich das Kathel auch wirklich daran, das erste, selbstgekochte Mittagmahl sein säuberlich in ein weißausgelegtes Henkelkörbchen zu packen. Dazu kamen noch Teller, Bestecke, Brot und eine Flasche Bier. „Das wird ihm aber schmecken, meinem guten Franz,“ dachte die junge Frau und lachte vergnügt vor sich hin. „Ist ja sein Lieblingsgericht, Nudelsuppe, Fleisch mit jungen Bohnen und Kartoffeln.“

Vorsorglich wickelte sie heißgemachte Tücher um die festverschlossenen Töpfe, damit das Essen ja lange warm bleibe.

Ihre Wangen braunten ordentlich von der Herdhitze, mehr aber noch vor Freude, doch einmal die Stätte sich ansehen zu dürfen, an der ihr Mann den ganzen Tag über arbeitete. Anfangs war es ihr ganz ängstlich zu Mute, als sie so zwischen den Häusern der Stadt dahin ging; ihr war, als müßten bei der Enge mancher Straßen die Mauern über sie fallen.

Erst als sie die Anlagen der Vorstadt erreichte, wurde ihr leichter ums Herz. Laut auf hätte sie jubeln können, so schön war's hier in den lauschigen Wegen. Wie mild und balsamisch umkostete sie die Luft, wie schmetterten die Vögelin und wie schaukelten sie sich so lustig droben im dichten Blätterdache!

„Der Weg ist leicht zu finden,“ hatte ihr Franz erklärt, „geh nur immer dem Wasser nach.“ Richtig — da rauschte es auch schon zwischen den Felsen. Wie herrlich die Funken des Wasserfalles sprühten! Stundenlang könnte das Kathel hinabschauen zu den rinnenden Wassern.

In der Nähe schlug eine Turmuhr halb zwölf, Kathel schrickt zusammen und geht eilig weiter, am Wasser entlang. Endlich sieht sie aus der Umrahmung grüner Büsche deutlich einen roten, halbfertigen Neubau auftauchen. Das muß die Baustelle sein, — so hat sie ihr Franz beschrieben.

Von der nahen Kirche wird jetzt zu Mittag geläutet. Arbeiter und Arbeiterinnen kommen des Weges, lachend und plaudernd; die meisten in schäbigen, zerrissenen Kleidern, barfußig oder mit beschmutzten Schuhen an den Füßen. Nur einige der jüngeren Mädchen tragen helle, reinlich gewaschene Hüsen. Kathel schlägt nach alter Gewohnheit das Kreuz und spricht ein kurzes Tischgebet. Die Mädchen und Frauen gaffen erst frech zu ihr hinüber, dann stoßen sie sich lichernd mit den Ellenbogen an.

„Se, was is denn dös für a frommi Gredl, da schau's her,“ schreit ein ganz kleiner, zerlumpter Junge und deutet auf Kathel. Alle andern lachen schallend auf und Kathel hört im Vorübergehen noch weitere Spottreden. Das Blut steigt ihr in

die Wangen, und sie ist herzlich froh, daß Franz ihr jetzt entgegenkommt.

„Armes Kathel, gelt recht müd bist worden, und so schwer hast tragen müssen.“ . . . . Er nimmt ihr das Körbchen aus der Hand und führt sie an eine schattige Stelle, wo einige Balken neben einem aufgeschichteten Bretterstoh liegen.

Die Balken ersetzen Tisch und Stühle. Sogleich macht sich 's Kathel ans Auspacken. Das mitgebrachte weiße Tuch legt sie sorglich über die Bretter, ordnet Teller und Bestecke darauf und legt ein paar Brötchen daneben. Ueberall umher sitzen Gruppen von Arbeitern, deren Frauen in schmutzig aussehenden Körben Essen herbeischleppen und von einem Nudel Kinder begleitet sind. Neugierig starren sie auf den appetitlich hergerichteten Tisch, an dem Franz nun mit größtem Behagen seine Nudelsuppe auslöffelt. Kathel hat wenig Appetit! Sie begnügt sich damit, zuzusehen, wie trefflich es ihrem Mann schmecke.

„Erlaubn S', is noch a bißl a Platz?“ fragt jetzt beiseite eine ärmlich aber reinlich gekleidete Frau. Kathel nickt freundlich mit dem Kopfe, während Franz ein wenig beiseite rückt. Das Weib setzt sich seufzend auf den Balken, zieht ein Stück Brot aus der Tasche und verschlingt es rasch und heißhungrig. Dann stützt sie das Gesicht in die Hände und schaut verlangend auf Kathel, welche eben Fleisch und Gemüse auf Franzens Teller legt. Der einladende Duft zieht hinüber zu dem hungrigen Weibe, dessen Augen immer begehrlischer nach der leckeren Speise schauen. Das gute Kathel hatte es kaum bemerkt, als sie auch schon ihren eigenen gefüllten Teller vor die arme Mörchelträgerin hinstellte.

„Da is; du hast gewiß noch Hunger, ich seh' dir's an; nimm nur — ich bin schon satt.“

Das Weib ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern griff gierig nach dem Teller, der schon in wenig Augenblicken geleert war. „Bergelt's Gott tausendmal, guat war's — o mein — wie lang is, daß ich kein warm's Essen mehr kriegt hab,“ sagte sie, Kathel dankbar anschauend.

„Ja, geht dir's denn gar so schlecht, Theres?“ erkundigte sich Franz jetzt mitleidig. „Bist doch so arbeitsam und brav und verdienst alle Wochen ein schön's Stück Geld; wie kommt's denn, daß du nur ein Stück Brot zu Mittag hast?“

„O mein Jesses,“ jammerte das bleiche Weib, „freilich geht's mir schlecht — recht schlecht! Ich muß halt in d' Arbeit gehn, weil mein Mann krank daheim liegt; hab' Kinder auch noch dazu. Mein Marz, der kann halt gar nichts mehr verdienen, der hat's auf der Lung'. O mein Gott — Husten thut er den ganzen lieben Tag und die ganze Nacht fort, schier nimmer zum Anhören ist's. Wird nimmer lange dauern damit, dann bin ich eine Witfrau und ganz verlassen mit meine Kinderln. Kein Pfennig Geld dazu, die fürchterliche Krankheit hat ja alles aufgezehrt, was wir uns blut'auer erspart haben! Wie wird's aber erst im Winter gehn, wann ich kein“

Arbeit mehr hab'! O Gott — gar net dran denken mag ich.“ —

Kopfschüttelnd und die Hände in Verzweiflung ringend geht das arme Weib fort. Das Katherl legt den Köffel weg; ihr ist plötzlich ganz weh zu Mute. Keinen Bissen hätte sie mehr essen können, so sehr nahe geht ihr das Unglück der armen Frau. Franz schien weniger schmerzlich berührt, denn er



Der einladende Duft zieht hinüber zu dem hungrigen Weibe.

aß ruhig weiter. Inzwischen ging Katherl sich ein wenig den Neubau betrachten. Rings herum standen hohe Mauern aufgeschichteter roter Ziegelsteine, dazwischen lagen Berge gelben Sandes, und aus den mit Brettern ausgelegten Gruben schimmerte schneeweiß der Kalk. Katherl drang noch weiter vor, über die hühnersteigartige Holztreppe, welche in die oberen Stockwerke führte, doch ein seltsames Geräusch ließ sie zurückschrecken! Sie blickte umher und sah neben sich in einer halboffenen Bretterbude, welche zum Aufbewahren der Werkzeuge diente, ein widerliches Bild. Einige junge Arbeiterinnen kauerten auf der Erde und tranken aus Maßkrügen reichlich Bier. In dem Schoße der einen lag der struppige Kopf eines schlafenden, schnarchenden Burschen. Um die Hüfte eines andern Mädchens schlang sich ein Männerarm, während der robuste Körper eines dritten sich eben seitwärts neigte, um einem kugelförmigen Munde auszuweichen. Dabei trällerte eines der Mädchen ein Lied, das Katherl die Schamröte in die Wangen trieb.

Schon wollte sie umkehren, da fühlte auch sie sich von kräftigen Armen von rückwärts her umfaßt und — ein schallender Kuß brannte auf ihren Lippen. Mit einem gellenden Schrei stößt sie den frechen Angreifer zurück. Franz hatte offenbar den Angststurz vernommen, denn eilig stürzte er nun herbei.

„Was ist's, was hast mit meinem Katherl?“ schrie er zornig einem kräftig gebauten hübschen Burschen zu, welcher jetzt verlegen drein schaute und sich hinter den Ohren kraute.

„Dein Katherl — o Jegerl, dös is ja rein zum Teufel holn. Aber schau, dös hab' i halt net wissen können. Hättst mir's eben vorstellen sollen, dein Katherl. Is übrigens a saubers Weiberl und

kugelrund; darfst mir's net verdenken, wenn i Lust zum Abbußln hab' kriegt.“ Und sich verschminkt lachend an Katherl wendend, fuhr er fort: „Verzeihn S' halt, Frau Leutnerin, soll nimmer g'schehn. Der Franzl is ja mein bester Freund, mein liebster Kamerad, da werd i doch net“. . . . .

Katherl schaute mit großen Augen auf den Sprechenden, dann zuckte sie erschrocken zusammen.

„Sein bester Freund,“ hatte er gesagt. Dann müßte er ja der Lenz selber sein, von dem ihr Mann so oft und gerne erzählt hatte. Den hatte sie sich aber ganz anders vorgestellt; so wie er aussah und sich betragen hatte, gefiel er ihr ganz und gar nicht.

„Also, Katherl, sei halt wieder gut,“ meinte jetzt auch Franz begütigend und für seinen Freund Partei ergreifend. Das Katherl nickte nur stumm mit dem Köpfchen, vermochte aber immer noch nicht in die dargebotene Hand Lenzs einzuschlagen.

„Geh weiter, — mach doch keine Faren, du bist zu streng; er ist halt ein lediger Bursch und hat keine Sorgen; so einer wird leicht ein bißl übermütig,“ verteidigte Franz seinen Freund, als er Katherl ein Stück auf den Heimweg begleitete. Als das Katherl aber noch immer ernstlich zürnte und ihr Mißfallen über seinen „besten Freund“ offenkundig werden ließ, da polterte er zornig: „Geh, thu dich doch nicht so jieren, bist ja eine verheiratete Frau.“

„Grad weil ich eine verheiratete Frau bin, sollte er seine dummen Späße lassen und mehr Achtung haben. Pui, schämen sollte er sich,“ ereiferte sich das Katherl, und als sie sah, daß ihr Mann anderer Meinung war, schwieg sie und ging verstimmt neben



Mit einem gellenden Schrei stößt sie den frechen Angreifer zurück.

ihm her, ohne sich der prächtigen, grünen Baumgruppen, der klumigen Wiesen und des Gesanges der Vöglein zu freuen. Als Franz nach einer Weile umkehrte, atmete sie erleichtert auf. Sie war froh, nun wieder allein zu sein und ihren eigenen Gedanken ungestört nachhängen zu können. Ärgerlich war sie auf Franz, weil er seinen Freund liebte,

entschuldigste, verteidigste! Wie er dasselbe nur von ihr fordern konnte! Nimmermehr, sie verabschute den Lenz. Und so blieb es auch, obwohl das dem Franz nicht recht war. Katherl vermied sorgfältig jede Begegnung mit Lenz; konnte sie es doch nicht verhindern, daß sie sein frecher Blick streifte oder ein anzügliches Scherzwort ihr Ohr erreichte, so errödete sie noch immer jedesmal mädchenhaft bis unter die goldenen Haarwurzeln und schaute stehend und hilfseuchend nach ihrem Manne.

Wieder ist Katherl auf dem Wege, ihrem Mann das Mittagessen zu bringen! Schwerebepackt geht sie langsam den gewohnten Weg; mit einer Hand das Kleid aufnehmend, kämpft sie gegen den Wind, denn es ist ein nasskalter, regnerischer Herbsttag, und über den glitschigen, aufgeweichten Boden rieseln die Wasserbächlein und bilden große und kleine Pfützen. Kein Vöglein läßt sich vernehmen, die Blätter neigen sich regenschwer, und nur noch einzelne blasse Herbstblümchen schwanken auf der verfärbten Wiese. Über den Baumgruppen lagern graue Nebelstreifen; das Wasser des Baches ist hoch angeschwollen, aber noch immer fällt der Regen klatschend auf das grüne Laubdach und durchnäßt Katherls Kleider, daß sie fröstelnd ihre Schritte beschleunigt. Nicht mehr oft wird sie den Weg hierher wandeln müssen, denn das Haus ist beinahe fertig. Das Dachgebälk türmt sich schon darüber, und auf dem Giebel prangt die kleine, geschmückte Tanne, deren bunte Papierbänder und Goldflitter im Winde flattern. Der Regen hat jetzt aufgehört, der Sturm hat sich gelegt und in die klare Herbstluft mischen sich die Töne der Glocken.

Da — was war das — ein Schrei, grell, Mark und Bein erschütternd, traf Katherls Ohr. Dann gab es unter den Arbeitern des Baues ein Rennen, Kreischen, Laufen und Durcheinandereilen, das wie das Wimmeln eines aufgestörten Ameisenhaufens anzusehen war. Gleich dachte Katherl, daß ein Unglück geschehen wäre. Von den Leitern herab, aus den Gruben herauf, von überall strömten Leute herbei und vereinigten sich zu einem Knäuel. Alle standen auf einer Stelle, da, wo etwas auf dem Boden liegt, etwas Zukendes, Umsichschlagendes, Schreiendes; es war der Körper eines Menschen. Mehr kann Katherl nicht mehr sehen, der umgebende Kreis ist jetzt dicht geschlossen. Wie der Blitz durchfuhr der Gedanke ihr Gehirn: „Franz ist verunglückt.“ So schnell sie nur konnte, eilte sie zu der Unglücksstelle. Ein Mörteibub stellte den gefüllten Kübel soeben zur Erde und trat ebenfalls näher. Katherl erkundigte sich mit zitternder Stimme, was geschehen wäre. Der gewandte Junge schlüpfte durch die Reihen der Gassenden und warf einen flüchtigen Blick auf den Verunglückten. Dann rief er Katherl im gleichgültigsten Tone zu: „D mein, abigstürzt is halt wieder oaner, i kenn 'n net, welcher 's is, a Maurer glab i.“

Katherl stürzte schwankend vorwärts; jetzt zwang sie sich zum Hinsehen. — Gottlob — der zerschmetterte Körper am Boden war nicht der ihres Mannes.

Einer der Umstehenden versuchte den Stöhnenden aufzurichten, aber bleischwer fiel der Körper wieder zurück.

„Zum Doktor — is denn schon jemand fort zum Doktor,“ kreischte eine Weiberstimme.

„D mein — döös is umsonst, da hilft nix mehr; 's Kreuz hat er sich abg'schlag'n — glei werd's gar fein damit,“ sagte eine tiefe Stimme. Katherl erschrak, als sie an der Stimme Lenz erkannte.

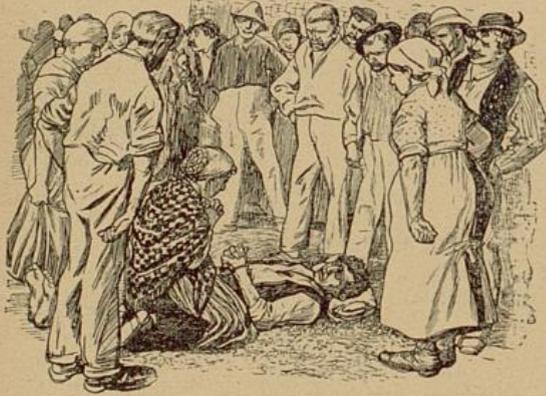
Mit den Armen schlägt der Verunglückte um sich und krallt die Fingernägel im Übermaße des Schmerzes tief in den regenerweichten Erdboden. Jetzt ringt sich ein Schrei von seinen bläulich gefärbten Lippen, die Augen öffnen sich weit, — das Bewußtsein scheint zurückzukehren. Mit fallender, unverständlicher Stimme versucht der Sterbende den Nächststehenden etwas mitzuteilen, — er hegt einen brennenden Wunsch, vermag ihn aber nicht mehr auszusprechen. Immer verzweifelter wird sein Ringen, immer qualvoller der Ausdruck seines angstverzerrten Gesichtes, immer kreischender, immer unverständlicher die Laute, welche sich mit dem Aufwand der letzten Kräfte der zerschmetterten Brust entringen. — Die blutunterlaufenen Augen quellen förmlich aus den Höhlen, schrecklich irrt ihr unstätter Blick von einem zum andern. — Keiner scheint ihn zu verstehen. Doch Katherl glaubt die stumme, verzweiflungsvolle Bitte zu erraten. Vielleicht hatte der Ärmste im Leben schon alles über Bord geworfen, was Glaube und Frömmigkeit heißt, und lechzt jetzt doch danach in seinen letzten Minuten. „Einen Priester, holt schnell einen Geistlichen,“ herrschte sie die unthätig Dastehenden an. Im nächsten Augenblick schon lag sie auf den Knien neben dem Sterbenden und betete mit lauter Stimme das Vaterunser.

„Beten — o jegerl, geh weiter,“ höhnte der Lenz. „Was glaubst d' denn, — vom Bet'n mag der da ganz g'wis nix wiss'n. Hat's selber oft g'sagt, daß 's kein Hergott und kein Ewigkeit net giebt. Alles is aus mit 'n Sterb'n. D' Religion is nur bequem für die Reichen und notwendig für die Pfaffen, daß 's uns damit am Strickl führen können und d' Weibsleut damit schreck'n, wie d' Kinder mit 'n Nikola. Jeder soll sich's guat gehn lass'n auf der Welt, denn bald aus is — is aus, so sag' i, döös is unser Evangelii.“

Katherl hörte die Lästerworte nicht. Alle Aufmerksamkeit widmete sie dem Sterbenden, dessen Todeskampf schon begann und auf dessen verfallenen Zügen schreckliche Todesangst sich malte. Sie trocknete seine Stirne vom Schweiß, legte ein Rosenkränzlein, das sie nach gutem alten Brauche immer bei sich trug, um seine Hände und faltete sie zum Gebet.

Mit leiser, zager Stimme begann sie das Vaterunser zu beten. Immer inbrünstiger wird ihr Flehen, immer klarer, deutlicher werden ihre Worte; eine wunderbare Kraft schien ihr plötzlich innewohnen. Sie hegte den brennenden Wunsch, dem Sterbenden Trost zu bringen, und er schien sie zu verstehen — zu hören. Sein schmerzverzerrtes Gesicht begann sich zu glätten,

ruhig und stille lag er da, auf den erbleichenden Zügen verbreitete sich der Schein seligen Friedens. Immer leiser wird das Röcheln, immer unhörbarer werden die Atemzüge; langsam senken sich die Lider über die verschleierte, trübe werdenden Augen. Kathertl fühlte noch einen schwachen Druck der erkaltenden Hand; dann ein befreites, tiefes Aufatmen . . . noch einmal streckte sich der wuchtige Körper, wie in letzter fruchtloser Abwehr gegen den übermächtigen Feind . . . . . und alles war zu Ende. Auf



Alle Aufmerksamkeit widmete sie dem Sterbenden.

dem wachsgelben Gesichte lagerte mit einemale etwas Fremdes, Kaltes, Starres, Schreckliches, das war der Tod! — Ein Schauer ergriff die Umstehenden, — nach allen Richtungen stoben sie auseinander. Nur Kathertl allein bleibt bei der Leiche. Endlich kamen die Träger mit einer Bahre, auf der sie den Toten forttrugen.

Immer noch weilten Kathertls Gedanken bei dem so jäh aus dem Leben Geschiedenen, der jetzt in der Ewigkeit war, wohin kein Ruf, keine Klage, kein Jammer und auch kein Liebeswort mehr dringt. Seine Angehörigen, seine Familie kannten vielleicht noch nicht einmal das Unglück; sie lachten und scherzten wohl gar zur selben Stunde. Über Kathertls Wangen rieseln die Thränen. Plötzlich fühlte sie sich sanft umschlungen, und eine liebe Stimme fragte zärtlich: „Mein guts, liebs Kathertl, warum weinst du denn?“

Es war Franz, der heute abseits der Baustelle gearbeitet und von dem Unglück noch nichts vernommen hatte. Mit zitternder Stimme erzählte Kathertl den Vorgang. Franz suchte sie zu beruhigen, er meinte, das käme ja so oft vor bei diesem Berufs, daß man das Schreckliche schon gar nicht mehr empfinde. Ein schneller Tod sei doch übrigens auch einem langen Krankenlager vorzuziehen und — schließlich müßten wir ja alle einmal sterben, der eine früher, der andere später. — Kathertl schüttelte den Kopf zu diesen Anschauungen, die so ganz anders waren als die, welche sie selbst von Kindesbeinen auf gehegt hatte. Schweigend rüstete sie das Mahl;

sie selbst berührte keinen Bissen, während Franz mit gewöhnlichem Appetit die Speisen verzehrte.

Als sie auf dem Heimwege durch die herbstlich gefärbte Natur schritt, da schien ihr plötzlich alles so still und tot, als hätten hier niemals muntere Vögel gesungen, Blumen geblüht, und als wäre sie niemals im Schatten dieser Bäume gewandelt mit Lenzeslust und Lebensfreudigkeit im Herzen. Am Abend desselben Tages aber hatte Kathertl ordentlich Fieber. Mit größter Sehnsucht wartete sie auf die Heimkunft ihres Mannes; wohl ein dutzendmal schon war sie an die Thüre gesprungen, in der Meinung, seinen Schritt auf der Treppe zu hören, — immer aber war es Täuschung gewesen. Sie begann sich schon zu fürchten in ihrer Einsamkeit, und ihre erregte Phantasie führte ihr immer wieder das wachsgelbe, spitze Gesicht des Toten vor Augen, und die Tragbahre, auf der ihn die Männer mit langsamen, schweren, gleichmäßigen Schritten forttrugen.

Endlich kam Franz nach Hause. Wie glücklich machte sie heute sein Anblick! Er war ja heil und frisch und gesund! Wie wenn er ihr aufs neue geschenkt wäre, schloß sie ihn in die Arme. Geschäftig half sie ihm den Rock ausziehen, brachte die Hausschuhe herbei, und freute sich auf den gemüthlichen Abend, den sie in seiner Gesellschaft zu verbringen gedachte.

Franz aber sagte: „Laß nur, — ich will noch fort nach dem Essen. Ich habe dem Lenz versprochen, in den „Anker“ zu kommen, dort geht's heute besonders lustig her, — Tiroler singen!“

Kathertl schrie laut auf vor Schrecken und Enttäuschung.

„Lustig willst du sein — heut' — nach dem großen Unglück, was g'schehen ist.“

„Was geht denn das mich an? Willst mir's vielleicht verdenken, wenn ich auch ein bißl Unterhaltung haben möcht'? Wer die ganze Woche über streng arbeiten muß, braucht auch einmal eine Erholung.“

„Kannst denn bei mir zu Hause nicht auch lustig sein?“ fragte traurig das Kathertl.

Nein, das konnte er nicht. Ihre Gesellschaft fing ihm bereits an langweilig zu werden, er sehnte sich nach fröhlichem Gelage, nach dem Trubel der Schenke und den ausgelassenen Späßen seines Freundes. Die stille Häuslichkeit, welche ihn anfangs so hoch beglückt hatte, verlor mehr und mehr an Reiz. Wie anders doch alles geworden war!

Auch Kathertl dachte jetzt voll Behmut jenes herrlichen Frühlingsabends, als Franz sie bat: „Bleibe nur immer, wie du bist, brauchst dich nicht zu ändern. — gerade so gefällst du mir am besten.“ Und schon so schnell war er ihrer überdrüssig geworden.

Franz sah wohl die Thränen in ihren Augen, verstand sie aber nicht zu deuten.

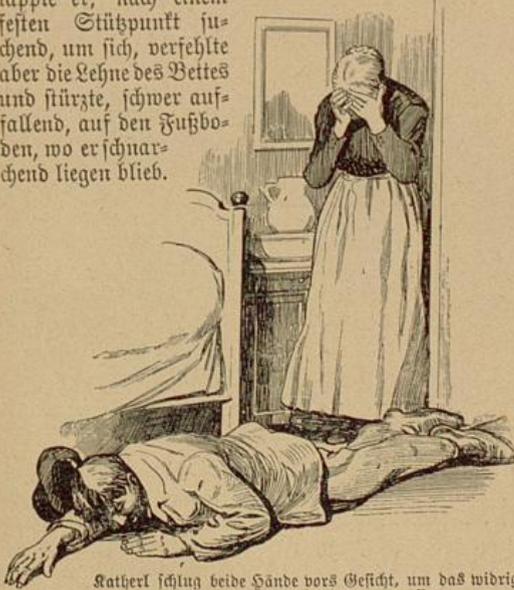
„Ja, weinst denn jetzt noch immer über das Unglück? Schau, — 's war ja ein landfremder Mensch, hast ihn ja gar nicht einmal gekannt. Das verstehst halt noch nicht recht! Bei uns in der Stadt ist es

ein ganz anderes Treiben als bei euch daheim, wo das ganze Dorf trauert, wenn einer stirbt. In der Großstadt kümmert sich aber keiner um den andern.“

„Ein lustiges Glend,“ dachte Katherl bei sich, sprach es aber nicht aus, um Franz nicht zu kränken. — Und dann ging er wirklich fort.

Katherl legte sich nicht zu Bett, sondern wollte ihren Mann erwarten. Sie hätte ja ohnehin keine Ruhe gefunden, und zudem hatte er versprochen, recht bald wieder zu kommen. Ungekleidet kniete sie vor ihr Bett und begann ein inbrünstiges Gebet für das Wohl ihres Gatten, den sie so über alles liebte.

Die ersten Sonnenstrahlen, die durch die Scheiben glitten, fanden Katherl noch immer in halb knieender Stellung vor ihrem Bette, denn der Schlaf hatte sie überwältigt und ihr die müden Augen geschlossen. Ein Geräusch weckte sie. Draußen hatte die Hausthüre geknarrt, und ein schwerer, schlurfender Männer schritt näherte sich der Thüre. Mit schnellem Ruck erhob sich Katherl und eilte ihrem Mann entgegen. In der nächsten Minute stand er vor ihr, den Hut tief im Nacken, mit brennrotem Gesichte, auf schwanken Füßen. Fallend nannte er ihren Namen, dann tappte er, nach einem festen Stützpunkt suchend, um sich, verfehlte aber die Lehne des Bettes und stürzte, schwer auf fallend, auf den Fußboden, wo er schnarrend liegen blieb.



Katherl schlug beide Hände vors Gesicht, um das widrige Bild nicht mehr schauen zu müssen.

Katherl starrte wie abwesend ins Leere. Dann schlug sie plötzlich beide Hände vors Gesicht, um das widrige Bild nicht mehr schauen zu müssen.

Gestalt jagte der Nordwind über die Häuser der Stadt, wirbelnd tanzten die ersten Flocken herunter und die Menschen rieben sich die erstarrten Hände, pusteten und jammerten: „Erst November und schon solche Hundekälte, — das kann noch schön werden, wenn's so fortgeht.“

Wegen der Kälte und des Schneefalles konnten

die Bauarbeiten jetzt nicht mehr fortgesetzt werden, und das Gespenst der Arbeitslosigkeit begann bereits da und dort aufzutauchen. Auch Franz hatte schon einige Wochen feiern müssen, fand aber wieder auf kurze Zeit Beschäftigung an einem Brückenbau. Katherl saß indessen daheim in der behaglich warmen Stube, nähte und strickte niedliche kleine Sachen, Jäckchen, Hemdchen und Häubchen, welche so lächerlich winzig aussahen, daß Franz versuchte, sie über seine kräftige Faust zu stülpen. Katherl aber dachte mit banger Sehnsucht an das liebe kleine Geschöpfchen, welches dereinst die Haube tragen sollte. Dabei wurde es ihr ganz feierlich zu Mute. In frommer Ehrfurcht sah sie der heiligen Stunde entgegen, welche sie mit einer neuen Würde bekleiden und ihr neue wohnige Pflichten auferlegen sollte.

Eines Nachmittags, als sie sich eben an ihr Nähtischchen gesetzt hatte, klopfte es leise an der Thür. Als Katherl geöffnet hatte, sah sie einen zerlumpten Gassenjungen, der ihr mit seinen schmutzigen, blaugefrorenen Fingern ein zusammengefaltetes Zettelchen entgegenhielt. „Sie sind doch die Frau Leutner, gelt? Da nehmen Sie's,“ sagte er unwirsch, schob das Papier in Katherls Hand und machte sich eiligst wieder davon. Katherl entzifferte nur mühsam die mit Bleistift geschriebenen Zeilen. Sie enthielten eine flehentliche Bitte um baldigen Besuch und waren unterschrieben: eine Unglückliche in dringendster Not, Astraße Nr. 104 im 4. Stock.

Das genügte vollkommen für Katherls weiches, mitleidiges Herz. Jemand bedurfte ihrer Hilfe; ohne Zaudern nahm sie Hut und Mantel und machte sich auf den Weg. Endlich hatte sie in der schmalen Gasse mit den hohen, unsauber aussehenden Häusern Nummer 104 erreicht und stieg die steilen, ausgetretenen Holztreppe bis zum vierten Stockwerk hinauf. Da ihr auf mehrmaliges Klopfen nicht geöffnet wurde, drückte sie selbst auf die verrostete Klinke; knarrend öffnete sich die Thüre. Ein atemberaubender Dunst schlug ihr aus der schlecht gelüfteten Stube entgegen. Durch das schmale, einzige Dachfensterchen fiel so wenig Licht, daß es einige Augenblicke währte, bis Katherls Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Sie stand in einem engen, ganz kahlen, dumpfigen Raum; kein Möbel, kein Vorhang, kein Teppich, kein Bild an den Wänden, nur auf einem wackligen Holzstuhl stand ein verrostetes Lämpchen, und beleuchtete an der Wand ein elendes Strohlager mit einigen unsaubern Bettstücken, aus denen ein todblasses, hohläugiges Gesicht schaute, dessen eingefallene Wangen grellrote, scharf abgegrenzte Flecken trugen. Die weitgeöffneten Augen des Kranken flackerten in jenem ruhelosen, unheimlichen Glanze, welcher der ewigen Ruhe voranzugehen pflegt, und bei den zeitweiligen, krampfhaften Hustenstößen, welche den abgekehrten Körper des Armiten erschütterten, bäumte sich die keuchende Brust schreckhaft auf. Jetzt trat eine weibliche Gestalt auf Katherl zu, tastete nach ihrer Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen; es war Theres, die Wörtelträgerin.

„Sie sind halt doch kommen, — ich hab's ja g'wußt, Sie gute Frau,“ schluchzte das arme Weib. „Gelt, Sie sind mir auch nit böß, — hab' mir nimmer anders z' helfen g'wußt in meiner Verzweiflung. Keine Arbeit, keinen Verdienst, Not, Krankheit dazu; wir sind am Erfrieren und am Verhungern alle miteinander . . . o Gott. . . .“

Ein Thränenstrom erstickte ihre weitere Klage. Eine schwache, stöhnende, vom Husten unterbrochene Stimme ließ sich gleich darauf vernehmen: „Nicht weinen, Theres, o mein liebs, bravs Weib, nur nicht weinen thu . . . ich bitt' dich — das kann ich nicht hören . . . du weißt's . . . o . . . o . . .“

Und da trocknete das arme Weib rasch und standhaft ihre Thränen, beugte sich liebevoll über den Kranken, strich ihm die Wange zärtlich und bemühte sich zu lächeln.

„Bist jetzt wieder zufrieden, mein Alter, mein Guter? Sieh, ich wein' ja nimmer.“ —

Tief ergriffen stand Katherl am Bett, dann legte sie eilig den Inhalt ihrer Börse in die Hand der armen Frau. „Da nehmt . . . ich bitte Euch, lauft fort und kauft rasch, was Ihr nötig habt. Ich bleibe so lange hier beim Kranken.“

Mit einem herzlichen „Vergelt's Gott“ und einem dankbaren Blick entfernte sich das übergläckliche Weib.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, da schrie aus einer Ecke ein schluchzendes Kinderstimmlein laut auf: „Muatta, Muatta, net fortgehn, — dableiben.“ Mit affenartiger Behendigkeit froch dabei ein schwächtiges Kinderkörperchen mit unverhältnismäßig großem Kopfe auf allen vieren über den Fußboden. Trotz der Kälte in der ungeheizten Stube war das Kind nur mit Hemdchen und dünnem Röckchen bekleidet, aus dem noch dazu die nackten, krummen Beinchen hervorsahen. Beim Anblick Katherls weinte die Kleine und wollte sich wieder verkriechen. Katherl aber hob das zitternde, weinende Geschöpfchen vom Boden auf, schloß es zärtlich in ihre Arme und sprach ihm tröstend zu: „Sei still, Herzerl, — thu nimmer weinen. Gleich kommt die Mutter wieder und bringt süße Milch und Semmel mit, da bekommt das Kind auch was davon, wenn's still und brav ist.“

Das Kind beruhigte sich schnell und lehnte sein Köpfchen gegen Katherls Schulter.

„Du bist gut, — ich hab' dich lieb und — gelt die Mutter kommt bald?“ plauderte es zutraulich, die eiskalten, magern Armchen um Katherls Hals schlingend. Voll innigen Erbarmens sah sie auf das Kind herab, das Not und Entbehrung schon so frühzeitig kennen lernen mußte.

Wie müde und greisenhaft blickten seine trüben Auglein aus dem welken, gelben Gesichtchen! Keine Spur froher Jugendlichkeit, kein Schimmer jener taufrischen, herzigen Kindlichkeit, jener sorglosen Heiterkeit, welche man so sehr an den Kleinen liebt! Armes Geschöpf! Trotzdem es wohl schon über zwei Jahre alt war, vermochte es noch nicht auf den Füßen zu stehen. Schlapp und kraftlos hingen

die Beinchen, mit ihren wulstartigen Anschwellungen um die Gelenke, herab.

Eine Weile war es still in der Stube, dann begann der Kranke mit keuchender Stimme wieder zu sprechen: „O mein Gott — wie weh mir's thut auf der Brust . . . aufrichten . . . ich erstickt.“ —

Katherl setzte das Kind auf den Boden und eilte an das Bett. Mühsam nur richtete sie den schwer Nöchelnden in die Höhe, stützte ihn mit ihren Armen und gab ihm aus dem nebenanstehenden Wasserglase zu trinken

„Gott lohn's Ihnen, gute Frau,“ stammelte der Kranke noch, dann überfiel ihn ein erneuter Hustenanfall, — ein schreckliches, gequältes Ringen nach Luft . . . ein krachendes Geräusch . . . über die weitgeöffneten, weißlichen Lippen ergoß sich ein dunkler Blutstrom, und der Kopf sank weit zurück.

Katherl stand ratlos am Bette. Glücklicherweise wahrte es nur noch einige Augenblicke, bis Theres heimkehrte. Noch auf der Schwelle stehend, überschaute sie das Geschehene, ließ mit einem Aufschrei wilden Schmerzes den vollgepackten Korb zur Erde sinken und stürzte sich über den regungslosen Körper.



Das Kind hatte den umgefallenen Korb erreicht und griff gierig nach den Semmeln.

„Maxl — mein Maxl . . . nur nicht sterben . . . nur jetzt nicht sterben . . . nur dableiben . . . schau, ich hab' ja alles mitgebracht, was wir brauchen, Holz zu einer warmen Stuben, Milch und Emserwasser für dich, Fleisch und Brot zu einer guten Suppen . . . gelt, du stirbst nicht!“

Bei den stehenden Worten seines Weibes kam plötzlich wieder Leben in den steifen Körper des Mannes; der Atem setzte wieder ein, die Augen öffneten sich, und über die Lippen kam ein leises Liebeswort, das die arme Frau hoch beglückte.

„Einen Blutsturz hat er halt wieder g'habt, gelt — o mein — und g'rad, wenn ich fort bin. Sind S' recht erschrocken?“ wandte sie sich dann an Katherl. Ehe sie antworten konnte, ertönte ein lauter, jubelnder Schrei. Das Kind hatte rutschend den umgefallenen Korb erreicht und griff gierig nach den am Fußboden herumliegenden Semmeln. Mit sichtlichem

Behagen grub es seine Zähne in die gelbe, spröde Rinde und schlug dann mit den Händchen an die Stelle des Magens, um anzudeuten, wie gut es ihm schmeckt. Theres hatte inzwischen Feuer angemacht, Milch gewärmt, die der Leidende gierig schlürfte, worauf er erquickt und gekräftigt in ruhigen Schummer versiel.

Die Stube begann sich behaglich zu erwärmen, Theres und das Kind saßen gesättigt auf dem einzigen Stuhl und Katherl schied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Draußen vor der Thüre befahl sie plötzlich ein Schwindel, mühsam wandte sie die Treppe hinab und war froh, die reine, kalte Winterluft in vollen Zügen einatmen zu können. Keinen Augenblick länger hätte sie es an dieser dunstgeschwängerten Stätte des Elendes aushalten können. Als sie aber so dahin wandelte, bald durch breite, schöne Straßen mit prächtigen Gebäuden, bald durch enge, schmutzige Gäßchen mit den dürftigen Häusern, da pochte dem guten Katherl mächtig das Herz. O diese Großstadt! Wie auf zwei geschiedenen Welten leben hier die Menschen. Sie kennen sich nicht, — wissen nichts voneinander. Dort Armut, — hier Reichtum, herüber der Glanz der Paläste, — drüben der hilflose Jammer der Hütte und dazwischen die Mauer der Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit, Bequemlichkeit oder auch der herzlosen Selbstsucht. „O daß sich diese hohe Mauer doch durchbrechen ließe,“ denkt das Katherl bei sich. Aber wo ist die Macht, die stark genug dazu wäre? Darauf antwortete ihr im Innern eine Stimme: „Das könnte nur allein der mächtige, alles überflutende Strom der wahren, opferfähigen Menschenliebe.“

Der strenge Winter war endlich vorbei. Warme Regengüsse erweichten den kältestarren Boden und überall begann ein Tauen und Schmelzen, — ein Spritzen, Wachsen und Werden. Hoch oben im stahlblauen Aether schwebten sich die Vögel, drunten auf der Wiese dufteten Veilchen und Himmelschlüssel und im lauschigen Waldesgrunde drängten die zartgrünen, spitzen Blätter des Maiglöckchens aus der dichten Schicht von Moos und vorjährigen Blättern, welche den Boden bedeckte, hervor. Gerade mitten im sonnigen Maimonat war es gewesen, da hatte sich auch eine liebliche, kleine Menschenknope dem Lichte des Daseins erschlossen. Franz hielt mit stolzer Freude seinen Erstgeborenen in den Armen. Das Katherl aber war ganz glücklich in ihrer neuen Mutterwürde. Sie konnte nicht müde werden, den Kleinen zu betrachten und seine winzigen Händchen, die goldblonden Haarlockchen, die blauen Auglein immer wieder zu bewundern. Zuerst näherte sie sich ihm nur mit scheuer Andacht und getraute sich fast gar nicht, ihn in die Arme zu nehmen, das Kind erschien ihr ein unbegreifliches holdes Wunder. Bald aber schaukelte sie ihr kleines „Engel“ ebenso fröhlich und lustig hin und her wie andere Mütter. Franz hatte gewünscht, daß sein Sohn auf den Namen des Freundes „Lorenz“ getauft würde, aber Katherl geriet darüber in die heftigste Aufregung

und widersetzte sich dem so gewaltig, daß er wieder davon abstand. So wurde der Kleine dann, nach dem Schutzpatron des Baugewerkes, „Johannes“ genannt. Der kleine Johannes war ein kräftiges Kind und wuchs schnell heran. Mit stillem Entzücken bemerkte Katherl, daß Franz durch den muntern Kleinen mehr und mehr an das Haus gefesselt wurde. Zuletzt ging er abends gar nicht mehr aus, sondern spielte und scherzte mit dem Kinde und schien sich dabei recht glücklich zu fühlen. Manchmal sang er es auch in den Schlaf. Anfangs waren es freilich nur leichtfertige Schelmenlieder, wie man sie an Bierstischen zu singen gewohnt ist. Katherl erwies sich jedoch als geschickte Lehrmeisterin; es war ihr selber erstaunlich, welch ungeahnter Schatz von Liedern noch in ihrem Gedächtnisse schlummerte. Oft saßen nun beide mit verschlungenen Händen vor der Wiege des Kindes und sangen und jubelten aus voller Brust. Sie sangen nicht bloß dem Kleinen zur Freude, auch sich selber zur Lust, denn jetzt hatten sie doppelten Frühling und doppeltes Glück. Auch eines Abends saßen sie wieder so fröhlich beisammen. Draußen stürmte und wetterte es, und der Regen klatschte gegen die Scheiben. Während Katherl in der Küche das Abendessen bereitete, saß Franz, sein Knäblein auf dem Schoße, vor dem blankgeschuerten Eßtisch. Es war Samstag und Franz ließ mit kräftigem Fingerdruck die blanken Geldstücke seines Wochenlohnes auf der glatten Tischplatte tanzen, daß sie surzten und summten wie kleine Kreisel. Dem Kinde entlockte das allemal ein lautes Aufjauchzen. Manchmal tippte es auch schon mit seinen kleinen Fingerchen nach dem glänzenden Spielzeug und wollte es haschen. Franz brach dabei in ein herzliches Lachen aus, denn die Händchen waren noch so ungeschickt und konnten es nicht fertig bringen, so sehr sich der kleine Mann auch abquälte.

Ein scharfer Zug an der Hausglocke ließ Katherl plötzlich zusammensfahren.

Sie öffnete die Thüre und ohne Gruß schritt Lenz an ihr vorüber auf Franz zu. Laut lachend begrüßte er ihn: „Ah so, Kindsmagd mach'n mußt, — drum kimmst gar nimmer zu uns und hast deine alte Freundln ganz vergess'n.“

Franzens Gesicht färbte sich blutrot. Verlegen schaute er beiseite, antwortete nicht und legte behutsam das Kind in die Wiege zurück. Inzwischen war Katherl eingetreten, deckte den Tisch, stellte eine Schüssel dampfender Kartoffel darauf, dazu ein Schälchen Butter und einen Teller mit appetitlich glänzendem, saftigem Käse. Dann schlug sie andächtig das Kreuz und betete laut das Tischgebet. Franz stand abseits und faltete die Hände, betete aber nicht mit; ihn ärgerte das spöttische Lachen des Lenz; schweigend setzte er sich und begann zu essen. Katherl machte eine einladende Handbewegung gegen Lenz, ebenfalls an der Mahlzeit teilzunehmen, brachte noch Teller und Eßbesteck, aber Lenz schüttelte den Kopf. „Kartoffln — na, is net g'rad mein Leibspeij, — dank schön, ich halt's mit'n Fleisch, und a saftigs

Bratl is mir lieber. Heut am Zahntag leidt's mir a so was." —

Nach einer Weile setzte er, die Blicke lauernd auf Katherl richtend, hinzu: „Bin bloß komma, um dir



„Ah so! Kindsmagd mach'n muast, — d'rum kimmst gar nimmer zu uns.“

z' jagt, daß heut abend a recht lustige G'sellschaft im »Anker« ist. Recht schad, daß du net mitgehn darfst.“

Franz sprang auf.

„Nicht dürfen, — warum sollt' ich nicht dürfen?“

„D mein, hab' halt denkt, 's Weiberl erlaubt's net. Wennst aber mitgehst, soll's mi freuen.“ —

„Ich geh' mit,“ erwiderte Franz bestimmt, griff nach seinem Hut und wollte gehen.

Katherl war erdfahl geworden, sah ängstlich in das erregte Gesicht ihres Mannes und legte dann schmeichelnd ihr Köpfchen an seine Brust.

„Geh, Franz, bleib da,“ bat sie ihn. Dem Franz schnitt wohl die Bitte seines Weibes ins Herz, aber doch sagte er in barschem Tone: „Nein, Katherl, ich geh' mit.“

In seinen Ohren klang noch das höhnische Lachen des Lenz von vorhin; er wollte ihm einmal zeigen, daß er seinen Willen durchsetzen konnte.

„Wenn ich dich aber recht schön bitt,“ versuchte Katherl nochmals ihr Glück.

„Dann erst recht nicht,“ schrie Franz zornig. „Ich lass' mich nicht spötteln und sticheln deinetwegen, ich bin der Herr im Haus und lass' mir nichts einreden von dir.“

„Niemand stichelt und spöttelt dich desweg'n, als höchstens der Lenz, — der Mensch ist noch unser Unglück, wirft's sehn, — mir geht's im Geist vor,“ jammerte das Katherl.

Sie war wie versteinert ob der neuerlichen Umwandlung bei ihrem Mann.

Franz runzelte die Stirne bei Katherls Worten;

Lenz aber polterte: „Nur net glei so grob, Frau Leutnerin, meineweg'n kann er ja dableib'n und Kinderl wart'n gnuu; Teufel nein — was kümmert's denn mi?“ — Dabei schlug er mit der Faust so heftig auf die Tischplatte, daß es krachte und klirrte und das Kind in der Wiege laut aufschrie vor Schrecken. Katherl schwieg still, nahm das Kind in die Arme und trug es in die Schlafstube. Dann legte sie es zu Bett, setzte sich daneben und wartete.

Doch Franz kam nicht, ihr den ersuchten Nachtgruß zu bringen. Nach einer Weile hörte sie, wie er die Thüre heftig ins Schloß warf und das Haus verließ. Zum erstenmale war er in Uneinigkeit von ihr geschieden; Katherl empfand das bitter und schmerzlich.

Vor dem Einschlafen hatte sie noch lange geweint. Die Aufregung schuf ihr wirre, wilde Träume. Sie sah jemanden tot am Boden liegen, es schien Lenz zu sein; aber dann war es auch wieder die Gestalt Franzens, der mit erhobenen Händen auf sie zukam. Zäh fuhr sie im Schläfe auf, sah nach der Uhr, — es war lange nach Mitternacht und Franz noch nicht zurück.

Sollte ihr jener widerliche Auftritt abermals vor Augen gebracht werden? Nein, das durfte nimmermehr geschehen, wenn nicht alles in ihr ersterben sollte, was noch an Achtung und Liebe für ihren Mann in ihrem Herzen lebte. Katherl sah zu dem ruhig schlummernden Kind hinüber und begann sich anzukleiden. Sie war fest entschlossen, ihren Mann aufzusuchen und nach Hause zu bringen. Sie fürchtete den Einfluß, den Lenz auf ihn wieder auszuüben begann; sie wollte ihren Mann davon um jeden Preis befreien. Die Angst um ihn trieb sie fort, selbst mitten in der Nacht.

Der »Anker« war nicht weit entfernt, sie kannte den Weg dahin gar wohl; bald konnte sie wieder zurück sein. Das Kind schlief ja fest und ruhig und pflegte sich nachts stundenlang nicht zu regen. Katherl eilte die dunkle Treppe hinab und trat vor die Thüre. Der Regen rieselte noch immer herab und der Sturm hauchte ihr Gewand, aber pfeilschnell stürzte sie fort, getrieben von Zorn, Beschämung und Jammer über alles, was ihr widerfahren, und von einem Gefühl, das alle andern Empfindungen besiegte, von schrankenloser Liebe und peinigender Sorge um ihren Mann.

Still und dunkel war es auf der Straße, nur wenige Laternen brannten trübe; am Himmel stand schwarz und bräunend eine mächtige Wolkenwand, hinter der kein Sternlein hervorblicken konnte. Immer rascher eilte Katherl durch die menschenleeren Gassen; bald stand sie vor dem »Anker«, aus dem lärmende Musik, wüstes Jöhlen und Schreien ertönte. Katherl lehnte sich gegen die schmutziggrauen Fensterbänke und versuchte in die Stube zu blicken. Es war aber unmöglich, etwas zu erkennen, denn der Tabakqualm verhüllte die Anwesenden. Plötzlich erscholl rohes Gelächter; gleich darauf öffnete sich die Thüre, ein Betrunkener stolperte über die Schwelle, stieß Katherl an und wollte die Entfliehende aufhalten.

Sie entwischte ihm aber behende und betrat mit klopfendem Herzen die Stube.

Ihr Mann schäterte gerade mit einer Kellnerin; neben ihm stand Lenz und neigte sich zu dem lachenden Mädchen, dem er einige Worte ins Ohr flüsterte, worauf sie dem Franz einen neckischen Schlag auf die Schulter versetzte.

Lenz hatte Katherl zuerst erkannt.

„Ja — da schau her, jetzt wird's erst lustig, da kommt dein Weiberl,“ schrie er laut über den Tisch.

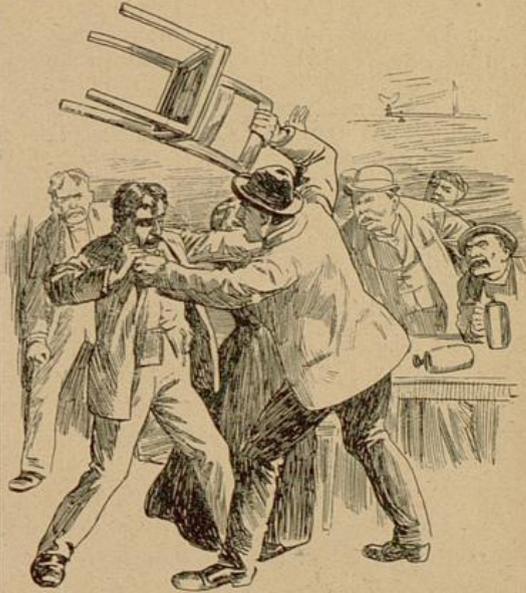
„Was ist's, — was willst du da? — Gleich machst, daß du fortkommst,“ polterte Franz und, von den anderen Betrunknen mit höhnen Worten aufgestachelt, überschüttete er seine Frau mit Schmähsreden. Katherl, welche in der rauchigen, bierdunstigen Wirtsstube kaum zu atmen vermochte und alle Kräfte zusammennahm, um nicht umzuinken, faßte nach seinen Händen, streichelte sie liebevoll und suchte ihn mit sanfter Gewalt mit sich fortzuziehen. Franz aber stieß abwehrend mit dem Ellbogen nach ihr und versuchte sich loszumachen. Doch sie faßte den Schwankenden nur noch fester am Arme und konnte ihn auch bis zur Thüre drängen. Da aber wandte sich Franz in sinnloser Wut nach ihr um, versetzte ihr einen Stoß gegen die Brust, daß sie taumelnd gegen die Wand sank und ihn freigab. Laut auflachend kehrte er an seinen früheren Platz zurück und leerte trotz seiner Trunkenheit noch hastig einen Krug Bier. Katherl hatte sich mühsam erhoben. Als hätte er nur auf diesen Augenblick gewartet, so rasch war Lenz an ihrer Seite. Dann legte er seinen Kopf so nahe an den ihrigen, daß der bierdunstige Hauch seines Mundes ihr heiß entgegenwehte. Er atmete hastig und kurz — seine Augen flammten ihr entgegen und sein Arm versuchte ihren Nacken zu umschlingen. Katherl war wie gelähmt, sie vermochte nicht mehr, sich des Frechen zu erwehren oder gar zu entfliehen; ihre Füße waren wie am Boden angewurzelt. Ein Schwindel befiel sie, die Lichter um sie herum begannen zu tanzen, die Gesichter der Anwesenden verschwammen wie in einem trüben Nebelschleier, um dann plötzlich wieder aufzutauhen — rot, glänzend, höhnisch grinsend. Nur laut aufschreien konnte sie, als Lenz sie küßte und ihr dabei ein Wort zuraunte, ein häßliches Wort, — doppelt häßlich, da es ja seinem Freund, ihrem Gatten, dem Vater ihres Kindes, galt.

Katherl zitterte am ganzen Körper, während Lenz sie mit festem Druck am Arme faßte und sie mit sich fortziehen wollte. Doch da geschieht etwas Furchtbars.

Franz hatte den Vorgang bemerkt; er stand plötzlich hochaufgerichtet zornbebend vor Lenz. Darauf folgte ein wirres Durcheinander rauher, heiferer Stimmen, — Angstrufe, berbe Flüche und dann ein Poltern, Krachen, Schreien. . . . Franz hatte sich wütend auf Lenz gestürzt, und dieser, den Angriff abwehrend, ergriff den nächststehenden Stuhl und schwang ihn drohend über Franzens Haupt. Katherl stürzte dem Wütenden in die Arme, vermochte aber den Schlag

nicht mehr aufzuhalten. Sausend fiel der schwere Stuhl herab und traf Franzens Kopf, so daß dieser mit einem dumpfen Aufschrei blutüberströmt zusammenbrach.

Mit einem Wuschrei warf sich Katherl über den Körper Franzens und bedeckte sein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. Dann aber schien sie durch den furchtbaren Ernst der Stunde um Jahre gereift, — aus der scheuen, unschlüssigen, jungen Frau war mit einem Schlage ein starkes, mutiges, thatkräftiges Weib geworden. Sich rasch aufrichtend, sagte sie mit fester, gänzlich veränderter Stimme: „Mit dem



Sausend fiel der schwere Stuhl herab und traf Franzens Kopf.

Zammern und Flennen ist da nichts geholfen, helst ihn mir nach Hause bringen.“

Und dann faßte sie selbst mit an, den Verwundeten heim zu tragen, läutete unterwegs einen Arzt heraus, so daß dieser schnell hilfeleistend in ihrem Heim erschien.

Schweigend untersuchte er die Wunden Franzens, der jedesmal schrecklich aufstöhnte, wenn die Sonde tiefer in das Fleisch geführt wurde.

Trotz der flehentlichen Bitten Katherls verweigerte der Arzt jegliche Auskunft. Er wollte weder Hoffnung geben, noch nehmen. Der Verwundete lag ausgestreckt auf dem Tische; Katherl hielt seinen Kopf und wich nicht, selbst nicht bei dem grauenhaften Anblick, als der Arzt Knochensplitter entfernte und die zahlreichen Wunden kunstgerecht durch Nähte verschloß. Endlich war die schwere Arbeit glücklich vollbracht. Befriedigt nickte der Arzt mit dem Kopfe, und Katherl ermunternd auf die Schulter klopfend, meinte er: „Nur nicht verzagen, tapfere, kleine Frau, pflegen Sie ihn nur recht gut, dann kann alles noch glücklich ablaufen.“ Dem guten Katherl fiel bei diesen Worten ein Stein vom Herzen. Den Rest

der Nacht hindurch saß sie allein an seinem Bett. Das Wundfieber hatte sich bereits eingestellt, die Wangen glühten, und unablässig mußte sie den kühlenden Verbande erneuern. Wilde Phantasien quälten ihn, er stöhnte angstvoll, streckte seine Arme wie zur Abwehr einer Gefahr weit von sich und schrie plötzlich auf: „Macht doch heller, das Licht brennt so dunkel, so rot, es sieht ja alles aus wie Blut, Blut von meinem Katherl, o Gott, mein armes, gutes Weib!“ —

Und dann versank er wieder in jenen träumenden Halbschlaf, den hochgradiges Fieber hervorzurufen pflegt.

Ein Tag verging nach dem andern, ohne daß eine merkliche Besserung bei dem Kranken eingetreten wäre. Die Wunden hielten nur langsam, das Fieber hielt an und das Bewußtsein kehrte nur manchmal und nur auf wenige Augenblicke zurück. In diesen lichten Augenblicken erkannte Franz sein Weib, richtete seine Augen mit dem Ausdruck unsäglicher Liebe und Dankbarkeit auf sie und, da er noch nicht zu sprechen vermochte, drückte er ihr nur schwach die fleißige Hand, welche nimmer ermüdete, für ihn zu sorgen und ihn zu pflegen. —

Die Sommerfäden trieben ihr silbernes Gespinnst durch das geöffnete Fenster in die Krankenstube, und die Schwalben, welche sonst friedlich im Nestchen



„Danken Sie es Ihrem tapfern Weibe, es stand schlimm um Sie.“

unter dem Dachfirst zwitscherten, kreisten in Schwärmen in den Lüften und rüsteten sich zur Fahrt in wärmere Länder. Ihrem Fluge schaute ein blasser Mann schweigend zu, der, sorglich in Kissen gebettet und mit Decken umhüllt, in einem Lehnstuhle am Fenster saß.

Es war Franz, der heute zum erstenmale sein Schmerzenslager verlassen durfte.

„Danken Sie es Ihrem tapfern Weibe, Herr

Leutner, es stand schlimm um Sie; ihre treue Pflege allein hat Sie gerettet,“ das hatte der Arzt noch beim Abschied gesagt.

Und als er dann gegangen war, da lehnte Franz tief erschüttert, demütig bitend sein bleiches Haupt an die Brust seines Weibes und flüsterte leise: „Kannst du mir verzeihen, Katherl, du Treue, du Gute, du mein Glück und mein Alles?“

Da lachte das Katherl zum erstenmal wieder hell auf und fragte schelmisch: „Dein Alles, so — und dein bester Freund?“

Das blasse Gesicht Franzens färbte sich mattrot, er war offenbar ein bißchen verlegen, faßte sich aber rasch, und indem er sein Weib an die Brust zog, sagte er feierlich: „Der beste Freund des Mannes bleibt allezeit ein treues, braves, Liebes Weib.“

Dann schloß er dem Katherl mit einem Kusse den Mund, was aber durchaus nicht notwendig gewesen wäre, denn dieser Behauptung hätte sie doch nun und nimmermehr widersprochen.

### Der Schwindlige.

Sonst war unser lieber Schwingfinger ein stilles Haus, doch draußen in den Bergen war er einer der Lautstimmigsten, war er wie ausgewechselt, und wo sich's nur immer bot, erlaubte er sich sein Späßchen.

Voriges Jahr spielte ihm so ein Späßchen eine brummige Musik auf. Er stieg nämlich aufs Tajocho. Von da geht es sachte hinab zur Eisenbahn. Zwei Sackgeleise führen tiefer in die Hochthäler, während die Hauptlinie hinaus leitet in die weite Welt.

Auf der Jochhöhe steht ein Wirtshaus. Ein grüner Kranz mit rotem Weingläslein in der Mitte grüßt nieder in das Thal. Unser lieber Freund sah von ferne schon dieses freundliche Zeichen winken. Sehnsüchtig grüßte er hinauf. Doch eher erreicht es der Gruß als der Fuß. Es geht steil aufwärts und der Tag war heiß. Endlich war er oben; noch hatte er hundert Schritt bis zur gastlichen Schwelle, aber er schrie jetzt schon: „He, Wirtschaft! Wein her! Wein oder ich verdurst!“

Er trat ins Haus, warf seinen Stecken in die Ecke, seinen Rucksack auf die Bank, sein verwettertes Wildererhütchen auf den Tisch, so daß die rotbraune Nauffeder lang sich hin und her schwang. Schwingfinger liebte, obschon er über die Nabelhöhe der Berge kaum hinauskam, feste, gipfelmäßige Ausrüstung.

„He, Wirtschaft!“ rief er noch einmal, „was ist's denn?“

„Do san mer scho,“ sagte die Wirtin, in die Stube eintretend, „hab' di scho lang g'hört, aber weißt — fuchtzehn Staff'l nab und fuchtzehn Staff'l nauf — i bin toa Eickakal' mehr — freisch vom Keller, Gott g'segn's!“

Sie stellte ihm den Literkrug auf den Tisch, er schenkte sich ein; „sollst gleich leben auch,“ sagte er,



waren, erst dort. Der Kondukteur kommt, der Oberkondukteur, der Betriebsleiter — aussteigen soll ich. Fällt mir nicht ein; da packt mich einer von den Reisenden hinten — drauß' bin ich, und gleich darauf auch mein Rucksack, mein Stecken, mein Hütl, — drauß'n sind's. Ich schimpf' in den Wagen hinein, alle Leute schauen auf mich heraus. Der Stationsvorsteher springt spornstreichs herbei: Ich soll schweigen.

„Wär' Ihnen recht, sag' ich; aber mit Fleiß hab' ich geschrien und geschimpft, nachher winkt er den Stationsdiener, der packt mich unter dem Arm, führt mich zum Herprotokollieren aufs Amt. Zahlen muß ich. Das Hintupfen auf den Notsignaltupfer muß ich zahlen, wenn gleich ein anderer hintupft hat. Das ist ganz tout egal,“ sagte der Bahnoberste, „ich hätte das Signal veranlaßt.“ — „Das Skandalieren,“ hat er gesagt, der Bahnoberste, „schenkt er mir, weil ich im Zustande meiner bedauernswerten Krankheit gehandelt hätte.“ Dann hat er mir eine Tafel mitgegeben, auf der steht: Bahnausfluß. Der Inhaber leidet an plötzlicher Drehkrankheit. — Da ist die Karten.“ Schwingfinger zeigte ein steifes Papier hin. Ein großer schwarzer Stempel war auf ihm und eine dicke Unterschrift. Das war der Erlaubnischein zum Fischen, den ihm der Bürgermeister des Dorfes, in dem er sich einige Tage aufzuhalten gedacht, ausgestellt hatte.

„Mit Verlaub,“ sagte die Wirtin, „da hat die Eisenbahn ganz recht, daß sie dich nimmer aussitzen laßt, — so einem Madl gleich 'n Herzfaßten ein-drucken in seinem Schwindel.“

Auch die Base und die beiden Bäschen nickten bejahend zu. „Und jetzt is mir schon bald lieber, wennst mit deiner G'schicht aufhörst, du machst mir ja die Deandl da ganz bahnscheu. Weißt, die sind von die hintern Berg draus und noch nie mit der Eisenbahn g'fahren.“

Schwingfinger lachte in sich hinein. Es freute ihn königlich, so ein gläubiges Publikum vor sich zu sehen. Dann sagte er zur Wirtin: „Freilich hat's recht, die Eisenbahn. Das ist eben mein Wurm in meinem Herzen, deswegen wurm' ich mich krumm und grad, weil ich immer mich neben der Eisenbahn hinschlängeln muß.“

Schwingfinger trank noch eine Beschwichtigungsfasche Spezial, dann drückte er sich windisch seinen „Wilberer“ auf den Scheitel, nahm Rucksack und Stecken und trakte ab.

Lange und immer den Kopf schüttelnd schaut die Jochwirtin dem armen Bahnwandler nach, und eines ihrer Bäschen sagte: „Was doch für spaßige Krankheiten auf der Welt giebt,“ und das andere setzte dazu: „Gott verhüt, daß wir einmal mit dem auf der Eisenbahn z'samm'kommen.“

Am andern Tag, einem Feiertage, war schönstes Wetter: blauer Himmel, blaue Berge, klare Luft, frisches im Sonnenglanz lachendes Land.

Von der Stadt her war eben ein langer Zug in die Station am Fuße des Tarjoches eingelaufen.

Der Zug war überfüllt, wohl auch deshalb, weil zwei Feiertage sich freundlich die Hände reichten. Wie aus einem Maikäferhäuschen, dem man eben das Flugloch geöffnet, schwirrte es aus den Coupés heraus, den Seitengeleisen zu, auf denen die Glaswagen der anschwirrenden Ausflügler harteten.

Doch kaum hatten sich die Coupés geleert, waren sie auch schon wieder gefüllt. Denn auf der nächsten Station war ein großes Gaudfest. Sänger, Turner, Veteranen, Schützen und Mitglieder des großen deutschen Zimmerschützenbundes gaben sich ein Stelldichein.

Nach einigen Minuten waren die Schwärmer und Bünde untergebracht. Der Betriebsleiter stand bereits mit der Uhr in der Hand auf seinem Posten.

Da leuchte ein altes Mütterchen, es war die Base der Jochwirtin, herein in die Halle mit ihren Töchtern.

„Wollt Ihr auch noch mit? Höchste Zeit!“ rief der Kondukteur ihnen entgegen. Er lief die Wagenreihe hinab, bei jedem Coupéfenster standen, die Hälse hinausstreckend, zwei oder drei Lustfahrer, alles war dicht besetzt; endlich kam er zum letzten Wagen. Er riß den Schlag auf. „Hier!“

Die Mädchen wollten von der Mutter Abschied nehmen.

„Nix, nix, 's leid't's nimmer, schnell, schnell!“

In diesem Wagen saß bereits unser wackerer Schwingfinger, der arme Schwindlige und Drehkrankheitsbesitzer vom Tarjoch.

Er war kreuzfalsch, er bimbte vor stiller Wut, in Fraißen hätte er fallen können vor Aerger, ihm, dem Luftkneiper, dem Ausichtsschwärmer, dem Liebhaber behaglichen Plazes, verperrte eine Art Dromedar Luft, Aussicht und Behaglichkeit.

Nämlich ein vierschrotiger Mensch mit einem Mordsfettbuckel saß auf einem umgestülpten Reisekoffer, in der Mitte der östlichen Coupéthüre. Er lehnte mit seinen beiden, weitgestemmtten Ellenbogen in der Fensterrahme.

„Mein Herr,“ sagte endlich Schwingfinger und klopfte dem rücksichtslosen Reisenden zart auf die Schulter. Der Mann hatte eine dicke Haut und schien nichts zu spüren. Unser Schwingfinger trommelte stärker mit gleichem Erfolge.

„Aber, mein Herr, Sie sind nicht durchsichtig und nehmen uns alle Luft. Es ist ohnedies so schwül herin, zum Schwindligwerden.“

Der Mann mit der dicken Haut hatte auch ein dickes Trommelfell, Schwingfingers Rede war an seinem Ohr abgeprallt wie ein Pfeil von einer Blechscheibe.

„Zum Schwindligwerden,“ wiederholte Schwingfinger, das Klopfen und seine Rede verstärkend. „Hören Sie —“

Dieses Mal drehte sich der Dicke um. „Nachher werden Sie's halt,“ sagte er in aller Ruhe. „Ich kenn' Ihna schon mit dem Schwindligwerden, das ist der reinste Schwindel, möchten etwa Sie auf mein Plaz'l her, wissen S', den Schwindel müssen

Sie schon einem, der einen Sägbaum vor dem Hirn hat, vorschwindeln. Wer z'erscht kommt, mahlt z'erscht." Sprach's, dann wendete er sich wieder um, zog seinen Rücken bis schier zu seinen Ohringelein empor, spreizte seine Ellenbogen in die Ecken der Fensterrahmen, stemmte sein Drillingskinn auf die übereinandergelegten Faustklumpen und blinzelte zu dem plumpen Felskopf hinauf. Der Berg gefiel ihm, von der Stirne herab lief eine eingetafchte Steinnase und links und rechts rundeten sich, vom Gestrüpp wie von struppigen Barthhaaren umrandet, Sandhalden. Der Rytlop schien mit beiden Backen hellaufzulachen, so schien ihm die Hartnäckigkeit des Passagiers zu gefallen.

Auf unsern Schwingfinger machte indes die Hartnäckigkeit den gegenteiligsten Eindruck. Er sprang auf, setzte seine beiden Hände auf die Achsellumpen; niederdrücken wollte er diese Barrikade, jedoch der Dicke reichte mit beiden Händen nach rückwärts über sich hinauf, nahm die schwingfingerischen Finger in seine Pranken und zog sie, die einen links, die andern rechts, bis zu seinem Brustkasten hinab, hielt sie, wie in einem Schraubstock, und ließ sie nicht aus.



„Jes! Mari und Joseph! Der Schwindlige. Da steig'n wir net 'nein.“

Schwingfinger stampfte, mühte sich ab und wollte gerade den Kondukteur rufen, als im gleichen Augenblick die beiden Bäschen der Jochwirtin an der Coupéthür erschienen. Mit einem Blick überfahen sie alles, erkannten auch den Gast vom Larjoch und schriren zu gleicher Zeit wie aus einem Rohr: „Jes! Mari und Joseph! Der Schwindlige. Da steig'n wir net 'nein.“

„Warum nicht?“ fuhr der Kondukteur sie an.

„Der Herr kann 's Fahr'n net vertrag'n,“ sagte das eine der Mädchen. —

„Und nachher kriegt er den Schwindel,“ sagte das andere.

„Und nachher packt er d' Leut an,“ sagte die Mutter, die nachgehumpelt kam.

„So ist's,“ sagte der Dicke, sich umwendend.

„Ja, so ist's, grad hat er den Herrn da in seinem Schwindel angepackt,“ so sagten die andern. Diese andern gehörten alle zur Sippe des Dicken und hielten zusammen wie die Krähen, wenn sie vor der Aufshütte niederstoßen auf den verhaßten Uhu.

„Bitte heraus,“ rief der Kondukteur.

Den Zug hinauf steckten die Leute die Hälse aus den Waggon's.

„Was giebt's?“ fragte alles.

Der Oberkondukteur, der Betriebsleiter kamen. Auch ein älterer Herr, klein, schwächig, in langen Silberhaaren schritt auf das Coupé los. Das war der Herr von Hohenkraft, der Direktor einer weitberühmten Heilanstalt, die nahe am Bahnhof, die Gegend beherrschend, mit ihren vielen Fenstern, herz erfreuend hinauschaute in die freudige Gottesnatur.

Es gehörte zu den Gepflogenheiten des Direktors, auch wenn er Patienten nicht zu erwarten hatte, seine Morgensfahrt herab zum Bahnhof zu machen. Kurz wiederholte der Kondukteur den Vorgang, worauf der Dicke, die Sippe, die Mutter, die beiden Töchter als Ankläger auftraten. Das Mütterchen setzte noch dazu, sie kennt den Herrn ganz genau und sie weiß, daß er wegen seiner Anfälle auf der Eisenbahn nicht mehr aufsitzen darf.

„Bitte, mein Herr, wollen Sie gefälligst aussteigen,“ befahl nun der Chef energig.

Schwingfinger verdrehte vor Wut die Augen; er wollte reden, indes auf einmal spürte er unter seinem Gesäß eine Schaufel, die breite Pranke des Dicken, — ein Schub — und drauf' war er.

Die Dirnen stiegen ein. Fertig! schrie der Zugführer, und fort rollte der Zug.

Der Bezichtigte stand da, steif, bleich, sprachlos. Vor seinen Füßen lag der Rucksack, der Stecken, das Wilderershütchen. Man hatte es ihm nachgeworfen. Die lange Kraussfeder war geknickt. Er piepte vor Wut. Jetzt bückte er sich und warf sich seinen Filz schief auf den Scheitel. Es lag so was Verzweifletes, so was Wildtrugiges, so was stürmisch Herausforderndes in seiner Erscheinung. Er fixierte den Chef von seinen Stiefelsohlen bis hinauf zu dem geflügelten Silberbad auf der roten Mütze.

„Sind das auch Zustände?“ fuhr er dann den Chef an. „So geht's nicht einmal in den Abruzzen zu. Die Passagiere aus dem Coupé werfen lassen! Wo ist das Beschwerdebuch. Das Beschwerdebuch her, ich werde Ihnen eine Epistel hineinschreiben! — Wenn Sie dann nicht augenblicklich fliegen —“

„Beruhigen Sie sich, mein Herr,“ antwortete in gemessenem Tone der Stationschef, „wollen Sie mir gefälligst zur Expedition folgen, das Buch steht zu Diensten. Nur da hierausen keinen Skandal!“

„Wer Skandal? — Ich Skandal! — Sie Skandal! Sie machen ihn, Sie. Wer gab Ihnen das Recht, mich auszusetzen, den Zug ohne mich abzulassen? Kennen Sie Ihre Instruktion und — gut, ich werde Sie in die Zeitung drucken lassen, fett, dreimal, unter den Stimmen des Publikums. Das kann einem nur auf einer solchen Bauernstati — weg, Mensch, oder ich blas' dir dein Lebenslicht aus,“ schrie er den Bediensteten an, der ihn von rückwärts unter dem Arm fassen wollte.

„Das auch noch, selber auf der Station wird man angefallen. Das Beschwerdebuch her, Mensch,

ich sag's Ihm noch einmal!" — Schwingfinger drehte sich um und blieb vor dem Diener stehen — „hundert Schritt vom Leib; wag' Er's nicht, mich anzurühren.“

Währenddem sich der Exgrimme mit den bahnhöflichen Machtpersonen beschäftigte, flüsterte der Heilanstaltsdirektor dem Chef zu: „Lassen Sie mich, der Mann ist unzurechnungsfähig, geistig abwesend, er denkt gar nicht an Amtsbeleidigung. Er gehört mir zur Beobachtung —“ und sodann sagte der Herr des Nervenheils laut: „Eigentlich ist dem Herrn mehr oder minder unrecht geschehen. Ich bin Ohren- und Augenzeuge gewesen, — so bagatellmäßig darf man denn doch nicht mit dem reisenden Publikum umgehen.“

„Was, ‚bagatellmäßig‘, sagen Sie? — niederträchtig, infam; — bagatellmäßig! — daß ich nicht lachen muß. Wie wär's, wenn man Sie, so mir nichts, dir nichts, auf eine solche schwindelige Schwinderei hin wie Robinson aussetzen würde, und noch dazu, wenn Sie auf der nächsten Station Freunde erwarten, mit denen Sie eine Hochtour machen wollen? Ich glaube, Sie thäten Blits und Donner in Bewegung setzen wegen dieser Bagatelle, aber unsereiner der soll vielleicht noch dem Herrn Bahnvorsteher demütiglichst die Hand küssen aus lauter Dankbarkeit.“

„Nun, ich bitte um Entschuldigung,“ entgegnete der Arzt. „Ich kenne den Anfang noch nicht ganz, doch was ich weiß, genügt; ich stehe auf Ihrer Seite.“

„Und machen meinen Zeugen?“

„Mit Vergnügen.“

„Und unterzeichnen mit mir die Beschwerde?“

„Soweit es den Vorgang im Coupé betrifft, ja.“

Der Heilanstaltsdirektor hatte unser wackeren Schwingfinger etwas auf die Seite genommen, und so gingen beide unbemerkt dem Bahnhofsausgang zu. Dabei sagte jener halbblau und in wohlwollendem Tone: „Aber, geehrter Herr, was wollen Sie mit der Beschwerde, sie nützt nichts; den Betriebsleiter verklagen? Lächerlich; ist gerade so, wenn Sie den Tender bei der Lokomotive verklagen wollten, die gehören zusammen wie Mann und Weib, wie Wasser und Dampf, wie Flügel und Rad. Nein, nein, da nehmen wir — ich stelle mich auf Ihre Seite — ein größeres Blatt, vielleicht den Tourist, der hat eine eigene Spalte für Beschwerden, und was drum und dran hängt, und da lassen wir dann einen geharnischten Protest los.“

Beide waren nun aus dem Bahnhof hinausgelangt. Vor der Freitreppe stand ein Wagen, dessen Schlag der Diener sogleich öffnete. „Darf ich bitten?“ sagte der Direktor verbindlichst lächelnd und zeigte in die Tiefe des Kastens hinein. „Ich habe hier eine Villa; wir sind gleich zu Hause. Ihr Gepäck werde ich nachkommen lassen.“

Während der Fahrt hinauf zum Schlosse der Ueberreizten schimpfte unser Patient sich schier die Lungen heraus. Der Arzt ließ ihn schimpfen.

Wußte er doch von seinen Kunden her, wie dadurch das Herz sich erleichtert.

Inzwischen waren sie zur Villa gelangt. Der Direktor führte seinen Gast über die Freitreppe durch einen langen, mit Bodenläufer bedeckten, dämmerigen Gang in eines der hintern Zimmer. Ein ganzer Köcher glühender Sonnenpfeile fiel blendend durch das hohe Bogenfenster herein. Schwingfinger eilte zur Brüstung. Welch wunderherrliche Aussicht hinaus durch das steinerne Spalier, und fern, fern, wie ein Mänschen, das durch die Akerfurche schlüpft, sah er seinen Zug, — den Zug, in welchem das Dromedare saß und dessen Sippe, und die beiden vom Tarjoch, mit dem dicken Grind, die von einem harmlosen Spaß, von einer schnadischen Reiseanekdote so viel verstanden wie ihre Melkkuh von einer Passionspredigt. Das Mänschen, das eben dort, wo der Aether seine blaue Gardine, das Thal abschließend, niederverrollte, geschwind noch unten durchschlüpfte, ärgerte ihn elefantenmäßig groß. Er begann abermals zu schimpfen. Der Arzt ließ ihn wieder gewähren, dann bat er ihn, am Schreibtisch Platz zu nehmen. Er legte ihm ein Folioblatt vor, das auf seiner Stirn die romantische Heilburg trug, wies auf den in die Tischplatte eingelassenen Tintentiegel und auf den Stachelschweinstiel.

„Wenn er den Brief entworfen hätte, werde er zur weiteren allenfallsigen Besprechung wieder kommen,“ sagte der Gastgeber, sich empfehend.

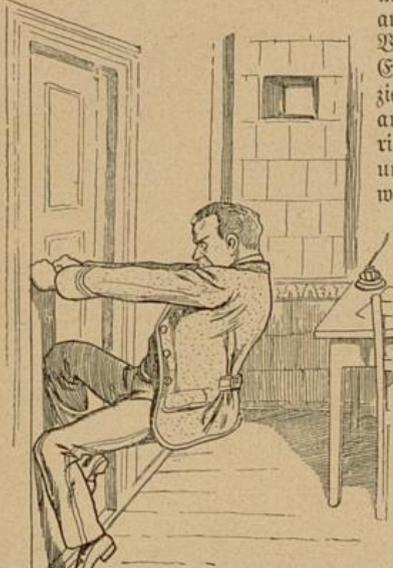
Unserm lieben, guten Schwingfinger war es vorerst unmöglich, die sein Gehirn durchkreuzenden Gedanken in einem Punkt zusammenzufassen und dieselben schwarz auf weiß auf den Briefbogen zu bringen.

Er saß wohl auf seinem Stuhl, hatte schon den stacheligen Halter in der Hand, zog ihn auch öfters durch den Mund, hatte auch schon mehrmals auf den blauen Grund seines Tintentiegels gestoßen, aber außer einem fetten Schw., das er als Korrespondenzzeichen seiner Beschwerde voraussetzen wollte, hatte er noch nichts zusammengebracht.

Schon die Ueberschrift machte ihm Schwierigkeiten. Die Spitzmarke ist's doch, die den Leser ködern soll. Sie muß treffend sein, muß gleichsam in einem Wort die Handlung decken. „Eisenbahnliches,“ sagte er zu sich; „hm, zu allgemein, zu geschäftsmäßig. Was schert sich die breite Volkschichte um Bahnpolitik? — ‚Unhaltbare Zustände,‘ — abgedroschen, stehendes Stichwort, und geht nicht sofort auf den Punkt los. ‚Ungehört!‘ — das ist schon etwas, doch auch nicht viel. Möglich, daß einige bei der hastigen Durchsicht der Zeitung hierbei Halt machen, dann aber überfliegen sie den Artikel nur. — Das ist alles — und das haltet nicht nach. — Wie den Vergnügungsfahrern das Fahrvergnügen verfahren wird.‘ Prächtige Ueberschrift, meine ich, nur zu groß, aber das Wortspiel und die Satire, das fängt.“

Er sprang auf, ging auf und nieder, strich sich die Hirnschale, — ging zum Fenster. Unter ihm

im Geäst einer Buche saßen sechs bereits flügge Finken, die unaufhörlich die Schnäbel aufrißen. Das Elternpaar hatte die liebe Plage, den gefräßigen Kindern das Mahl zu bestellen. „Was?“ rief er plötzlich aus, — so laut, daß die Nestlinge den Schnabel schlossen und ihn erstaunt ansahen, „was,



Er rüttelt, dreht, reißt an der Klinke, aber der Niegel thut sich nicht auf.

des Phosphortöpfchens. Immer heller wurde es in seinem Gehirn, grellhell.

„Eine Dummheit,“ sagte er, „habe ich gemacht,“ und dabei lief er in seiner Zelle auf und nieder, „eine Dummheit; würde sie leuchten, gäb' das ein Feuer, größer als der brennende Dornbusch in der biblischen Geschichte. Mit solchem einfältigen Witz auf die ländliche Einfalt spekulieren, das ist schmaus! Recht hat er gehabt der dicke Herr im Coupé, der lebenswürdige Reiseonkel, der Gentleman, recht seine Sippe. Das kommt davon, wenn man schlechte Witze macht. Trefse ich ihn, den Biedermann und seine Damen, ich will den Biederleuten zweimal, dreimal in ersterbender Dankbarkeit die Hand drücken und mit ihnen auf irgend einem Volkstheater einen Versöhnungshumpen leeren.“

Er nahm vom Tisch den Briefbogen weg, zerknüllte ihn und warf ihn zurück in die Ecke. Er wollte seine Wandlung spornstreichs dem Schlossherrn mitteilen, aber — was soll das? — die Thür war ja geperrt.

Er rüttelt, dreht, reißt an der Klinke, aber der Niegel thut sich nicht auf. Sogleich hörte er aus den Wolken herab eine freundliche Stimme ihn fragen: „Sie beschlen, mein Herr?“

Schwingsinger sprang zum Ofen zurück. Derselbe war zum Teil in die Wand eingelassen. Hinter der ziemlich hohen Durchsicht befand sich ein Schubfach,

daraus kam die Stimme, doch wegen der Tiefe des Faches konnte man den Sprecher nicht sehen.

„Wer sind Sie? Wo sind Sie?“ ruft der Gesangene, „hinaus will ich, machen Sie augenblicklich auf.“

„Bedaure, mein Herr, das wäre gegen meine Instruktion.“

„Ich will den Direktor sprechen, muß ihn sprechen, auf, sag' ich, auf.“

„Bedaure wiederholt, geehrter Herr, Sie werden sich gedulden müssen, bis die Reihe an Sie kommt. Der Herr Direktor machen eben seine Besuche.“

„So sagen Sie dem Direktor, daß ich nicht länger warten will.“

„Bedaure abermals, solch einen Rapport darf ich nicht machen.“

„Warum nicht, ich bin sein Gast, nicht sein Arrestant.“

„Hab' ich nicht zu untersuchen, verehrter Herr! Ich möchte Sie bitten, sich gütigst in die Hausordnung hineinsinden zu wollen.“

„Hausordnung hin, Hausordnung her — zum Henker, machen Sie auf!“

„Ich muß Sie noch einmal, um Ihrer selbst willen muß ich Sie noch einmal bitten, sich dazu quädigst bequemen zu wollen, sich ruhig zu verhalten. Widerspenstiges Verhalten wird mit Schmalkeft belegt. Habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

Das Schubloch ging wieder zu.

„Was soll das sein? Das geht über alle Begriffe, — eine gewaltthätige Entziehung der persönlichen Freiheit; man macht, um ein Profitchen zu schneiden, einen Narren aus mir.“

Und er ging abermals, wie ein ergrimmtter Leu in seinem Gitterkasten, im Zimmer auf und ab, dann aber blieb er plötzlich vor der Ofendurchsicht stehen und rief, die Hände vor dem Mund wölbend, empor: „Auf, sag' ich, auf, oder ich schlag' die ganze Bude in Lämmern.“

Und wieder öffnete sich der Schub; wieder diese unausstehliche, süßfreundliche Sprache. „Ich muß Sie noch einmal allerfreundlichst bitten, nicht rebellisch werden zu wollen, Sie verschlimmern Ihre Sache, ich habe Sie zu beobachten, thät' mir leid, wirklich, verehrter Herr, — sehr leid, — wir haben auch Zwangsjacken. Empfehle mich.“

Man hörte den Schub zurückfahren. Es schien, daß der Unsichtbare höchst ungehalten war über den bockbeinigen Menschen drunten.

Und unser guter, wackerer Schwingsinger sah ein, daß er der Gescheitere sein müsse; mit stoischer Ruhe fügte er sich in sein ungeahntes, finsternes Schicksal. Er ließ die Arme hängen und ward still und stumm. Er stellte sich wieder an das Fenster und schaute wieder hinein in das Heim der Nestlinge. Die hatten Kirchweih heut, denn eben hatten ihnen die sorglichen Eltern einen feinsten Matäfer aufgeschickt. Das war nun ein Gezupf und Gezau' und Gezwid' und ein heißhungeriges Schnabulieren. Bisher hatte Herr Schwingsinger vor lauter Gift und



Groll gar nicht daran gedacht, daß er auch einen Magen hätte, doch der appetitliche Anblick reizte ihn heftig.

Endlich gegen ein Uhr kam der Direktor. Dessen Gefangener stand noch immer am Fenster. Er drehte sich nicht um.

„Wie steht's nun, mein lieber Freund, mit unserm Protest?“ fragte er freundlich.

Keine Antwort.

„Schon fertig?“

Keine Antwort.

„Ei,“ sagte der Frager und hob den Knäuel Papier auf, der sich mittlerweile teilweise aus den Falten gestreckt hatte, „da haben wir's ja, schon angefangen. Der Anfang ist wenigstens da und „Schw.“ — Das lob' ich mir. Halbfertig ist, der anfängt.“

Keine Antwort.

„Oder haben Sie sich beruhigt? Das Beste wär's. Man reizt sich selbst mit solcher gereizten Arbeit.“

Keine Antwort.

„Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden? Nicht wahr, göttliche Aussicht, himmlische Luft! Schnurgerade unter Ihnen steigt das junge Dichtenwädchen auf, die erste Priße Ambra bekommen Sie.“

Schwingfinger blieb stumm. Nicht einmal ein Achselzucken.



Die beiden Männer gingen nun Aug' in Aug' langsam einander entgegen.

„Sie werden Hunger haben. Wünschen Sie erste oder zweite Klasse. Es wird separat serviert. Je nachdem —“ er deutete in die Höhe zum Schub, der nur mit gestreckter Hand zu erreichen war — durch den Schalter — oder durch den Diener.“

Da drehte sich Schwingfinger um, er fixierte das Herrchen, doch dieses fixierte ihn ebenfalls.

Die beiden Männer gingen nun Aug' in Aug', mit untergeschlagenen Armen langsam einander entgegen. Jetzt waren sie auf Hauchnähe beisammen, der stramme, kraftvolle Patient und der kleine, schwäch-

liche Doktor. Im nächsten Augenblick mußte der Zusammenstoß erfolgen. Er erfolgte nicht. Der Arzt wich Schritt für Schritt zurück, bis hinter den Ofenwinkel, und als die Wand ihm ein weiteres Zurückweichen, ohne sie einzurennen, nicht gestattete, schrie ihn der Häfling mit der ganzen Kraft seines Brusttones an: „Ich soll Ihr Narr sein, ich! — Mit Gewalt soll ich Ihr Narr sein?“

Da ging die Thür auf.

Eine herkulische Gestalt mit vorgreifenden, teller-großen Händen trat ein.

„Befehlen, Herr Direktor?“

Es war die Stimme des Unsichtbaren, der aus seinem Guckloch bereits den ganzen Vorgang beobachtet hatte.

„Warten Sie ab!“ sprach sein Herr, dann wendete er sich an seinen lieben Freund.

„Wünschen Sie erster oder zweiter Klasse zu speisen?“

„Behalten Sie Ihr Gefrag. Hinaus will ich und dann werde ich der Welt eine Geschichte erzählen, wie man Narr wird, Narr sein muß.“

„Gut, lassen Sie Ihrem Orange freien Lauf. Einstweilen adieu, mein Lieber!“

Herr und Diener traten ab. Die Thür schloß sich hinter ihnen.

Unser Schwingfinger war wieder mit seinem Zorn allein.

Es war zwei Uhr nachmittag geworden. Auf der Schloßterrasse unter Neanderstöcken saßen zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, beim Mittagessen. Der Jüngere hatte einen Gewaltshunger, wie wenn er drei Tage im Bauche des Meerfisches hätte fasten müssen. Der alte Herr schenkte seinem Gast fleißig ein; war ein guter Tropfen, der in den Körnern perlte.

„Ich bin Ihnen, Herr Direktor, zu größtem Dank verpflichtet,“ sagte der Jüngere. „Ich sehe ein, daß mein Auftreten im Bahnhof Sie zur Annahme meiner geistigen Störung berechtigen mußte; daß Sie mich unter Obhut nahmen, rettete mich aus den Armen der Justiz, die mir wegen Amtsehrenbeleidigung sicher geworden wäre. Der Arm der Justiz reicht nicht hinauf in Ihre Zellen.“

„Nun ja, ich las Ihren Brief,“ sagte der Gastgeber lächelnd, „den Sie mir aus Ihrem Gefängnis schickten. Sie schrieben mir den Hergang, die tolle schwindlige Erfindung auf dem Tarjoch. Ich zog die Folgen und freue mich, nun Ihnen gute Reise wünschen zu können.“

Schwingfinger hat seit dieser Zeit nie mehr den Schwindligen gespielt.

Solche kann ich nur wenig achten,  
Die alles verkleinern, was sie betrachten,  
Die auch am Besten noch etwas vermiffen  
Und sich den Anschein zu geben wissen,  
Als wollten sie von allem Bösen  
Demnächst die thörichte Welt erlösen.

Otto Promber.

## Der Sieb'ng'scheite.

Erinnerung aus den heimatlichen Bergen.  
Von Ottokar Stauf von der Mark (Wien).



I.  
**D**er alte Gramel-Tobis<sup>1)</sup> — Gott lass ihn selig ruhn, meinen Lehrmeister im Stieglisfangen, Grillenaustikeln und anderen freien Künsten — war ein merkwürdiger Mensch; weit über die Grenzen unseres Pfar Sprengels hinaus erfreute er sich eines ganz ungewöhnlichen Rufes — „afoo an muuß m'r such'n; der heert 's Gros wor'n un die Flöh' singe!“

Von Wuchs mittelgroß, unterseht, oder, wie man bei uns zu Haus sagt: „stompich“, trotz seiner „ocht Zahn'r“<sup>2)</sup> strammauf wie eine Eiche, mit länglichem, sonnenverbrauntem Gesicht voll dichter Bartstoppeln, unter der breiten, kreuz- und quergefurchten Stirn ein Paar klare, dunkelblaue Augen mit buschigen, über der Nase zusammengewachsenen Brauen, auf dem wichtigen Stierkopf halblange, schlohweiße Haarsträhne — so steht er heute noch (nach mehr als zwanzig Jahren) vor meinen Augen: eine wetterharte, knorrige, durch und durch germanische Bauerngestalt. Von seinen geistigen Fähigkeiten sprach das ganze Dorf mit einmütiger Hochachtung, und jeder, der etwas auf dem Herzen hatte, holte sich bei niemand anderem Rat als beim „Gramel-Better“. Der war aber davon nichts weniger als erbaut, denn — so kalkulierte er: „Die Leut' kumme ner<sup>3)</sup> donn, wenn ihne 's Woff'r ei die Stiefl ramt,<sup>4)</sup> un' nach'r thun s' erscht 'wos ondersch; die meist'n kumme eh' ner un an Not, doß, wonn's ihne fahlschlout,<sup>5)</sup> an hob'n, af den se sich ausred'n künne.“ In Wirtschaftsangelegenheiten erteilte er auch von vornherein keinen Rat; „dos muuß m'r gonz vo' salb'r<sup>6)</sup> z'ommstudier'n!“ Und gerade in Bezug aufs Wirtschaften kam ihm keiner im Dorf gleich; als beispielsweise der Einunddreißigjährige das Grundstück von seinem übelbeleumdeten Vater übernahm, der trotz seiner himmelschreienden Knausererei nichts zuweg brachte, hielt sich alles für überzeugt, daß das Anwesen in spätestens zwei Jahren auf die Trommel kommen würde, und der steinreiche Bindernatz machte sich „longe Zahn“, — aber anderthalb Jahre darauf waren die Gramelschen die Ersten im Ort; der

<sup>1)</sup> Tobias Gramel, ausgesprochen Graam'l Toobis. Nordmährischer Dialekt, eine Abart des Schlesiichen. <sup>2)</sup> acht Zahner = 80 Jahre. <sup>3)</sup> nur. <sup>4)</sup> rinnt. <sup>5)</sup> fehlschlägt. <sup>6)</sup> selbst, selber.

„Duckmauser“ Tobis hatte nicht nur alle Schulden — und deren gab's ziemlich viel — ordnungsmäßig bezahlt, sondern auch noch ein paar Felder angekauft, was die alten Weiber in ihrer Ansicht: er habe im „Humprich“ zwölf große Bütt'n voll Geld ausgegraben, natürlich bekräftigte. Der Tobis lachte dazu und sagte: „Tumme Leut'! wenn ich ni<sup>1)</sup> g'orbett hätt' wie a Biech, hätt'n m'r a tausend Butt'n ahnevuul Gald<sup>2)</sup> nicht genußt!“ In der That, er arbeitete wie ein Stück Vieh: von aller Herrgottsfrüh ab, wenn es kaum noch zwiterte, bis tief in die Nacht hinein, wo man die Dunkelheit sozusagen „schneiden“ konnte, ohne Raß, ohne Ruh, bis zum Zerreißen, sparte und kargte, und wenn der Vater auf einen Kreuzer wie die Rabe auf die Maus war, so gebärdete sich der Sohn auf den halben wie der Teufel auf die arme Seel', und falls der Alte einer Hühnerfeder zu lieb über neun Zäune gesprungen wäre, so hätte der Junge noch dazugehoben, von jedem dieser Zäune wenigstens eine Latte, oder doch einen Span abzubrecheln. Darin glich er aufs Haar dem „Geiztrog'n, den die Hörnle-Friedrich'n ni' d'rposs'n künne,<sup>3)</sup> aber auch nur in dem. Solange sein Vater wirtschaftete, wichen die Bettelente schon hübsch von weitem dem behaglich in die Welt hinausschauenden Hause aus, denn der „olde Luberschtarla“<sup>4)</sup> machte kurzen Prozeß mit ihnen und hatte zu dem Zweck immer die Peitsche hinter der Thür bereitstehen, und hieb in das „G'sind'l“ wie „ins kolde Eisen“, wortlos, leidenschaftslos, als müßte es so sein. Der Tobis hingegen ließ keinen einzigen Bettelmann ohne einen ausgiebigen Ranst Brot — Geld gab er überhaupt nicht — von dammen ziehen, aber dabei schimpfte er wie ein Rohrspatz auf die „Lumpichen Leutausstrass'r“. Schimpfen war überhaupt ein hervorragender Zug in seinem Charakter, weder der Menge nach, noch in der Güte war ihm hierin einer gewachsen: er schalt immer und schimpfte überall, früh, abends, den ganzen Tag über, den der liebe Gott giebt, ja sogar im Schlafe, er schalt zu Hause, maulte auf dem Felde, brummte im Gemeindeauschuß, grummelte in der Kirche, schimpfte gehend, stehend, sitzend und liegend — nichts konnte ihm recht gemacht oder gesprochen werden: er widersprach und nörgelte, kritisierte und protestierte, daß es eine offenbare Schande für einen Christenmenschen war, wie der Herr Pfarrer behauptete; kurz, er fand selbst auf dem Froch ein Härchen, wo sonst jeder das Gegenteil beschworen hätte. Seine Scheltworte waren so kräftig, daß man alles Ernstes meinte, der „Fluch-Tobis“ habe darin zwölf Jahre studiert, und nicht, wie er sagte, dem Kaiser gebient. Auch was die Behandlung der Tagelöhner anbelangt, stand er im geraden Gegensatz zu seinem Vater. Der: kurz angebunden, hart, knauferte bei der Entlohnung immer noch einen Kreuzer ab, ließ armseliges, oft recht fragwürdiges Essen — „Schweinsroß“<sup>5)</sup> — verabreichen und das nicht aufgezehrte für den nächsten

<sup>1)</sup> nicht. <sup>2)</sup> ohnewoll Geld = gehäuft mit Geld. <sup>3)</sup> den die Teufel nicht erwarten können. <sup>4)</sup> alte Luderstert. <sup>5)</sup> Schweinsras.

Tag aufheben, — Tobis legte (unter ständigem Gerumm) ein paar Kupfermünzen zum Taglohn, „af Tobis“,<sup>1)</sup> wie er gleichsam entschuldigend beifügte, und forderte die Weiber auf, das Übriggebliebene für ihre Kinder mitzunehmen. Aber arbeiten mußten die Leute dafür, daß sie „Christum erst kennen lernten.“ Und sie arbeiteten gern, gingen freudigen Herzens zu ihm auf Taglohn und hatten ihn schließlich am liebsten von allen Arbeitgebern auf gute zehn Meilen in der Runde. Sogar Fremde, „aus d'r Schläß“,<sup>2)</sup> fanden sich ein. — Am schärfsten war der Gegensatz zwischen Vater und Sohn im Glauben. Der Alte war ein fertiger Freigeist, wenn er es auch öffentlich niemals zum Ausdruck brachte, über Religion sprach er im wegwerfenden, verächtlichen Ton, ging niemals in die Kirche, versäumte selbst die österliche Beichte und verbot seinem Weibe, täglich die Messe zu hören; der Junge aber besuchte Tag für Tag die Kirche, betete andächtig aus seinem riesigen „Himmelschlüssel“, las am Sonntagnachmittag im Evangelium und beichtete einmal des Monats, — das war auch alles; ein übriges erklärte er rundweg für „Dummheiten“.<sup>3)</sup>

Sein Weib, ein blasses, überhohes Geschöpfchen mit stets erstauntem Gesichtsausdruck, wegen ihrer unbäuerlichen Manieren „die Schlossfrau“<sup>4)</sup> geheizen, hatte keine guten Zeiten bei ihm, wenn er sie auch nicht geradezu prügelte; sie war eine vorzügliche Hausfrau, nach allen Seiten hin sparsam und sorglich, raderte und arbeitete zum Hinwerden, aber daß er, der Tobis, jemals etwas anerkannt hätte — ah, keine Idee: er brummte und summtete nur immer mit ihr, ihm machte sie nichts zugunsten, alles hätte besser und früher fertig sein sollen und können, sie helfe ihm nicht sparen, sie verstehe nichts anzupacken — kurzum: sie sei ja zu nichts zu brauchen, zu rein gar nichts! „Hoo a Harrgoutskaaf'r“.<sup>5)</sup>

An Kindern besaß er drei Stück, zwei Söhne und eine Tochter. Letztere verheiratete er erst, als sie nahezu dreißig Jahre zählte, damit sie ihm die Arbeit einbringe, die sie ihm gekostet hätte. Eine große Mühsal gab er ihr nicht mit, aber das Glück wollte ihr wohl, denn sie kam in die Gegend von Otmüt hinunter, allwo man den Dünger nicht, wie bei uns, in Wäntern auf die steinigten Felder schleppen muß, da eine Zufahrt so gut wie unmöglich ist und der Berwegene mißsam seinem Pferde den Hals brechen würde; bei Otmüt jedoch brauchen die Bauern nur mit einem Spazierstöckchen ein bißchen im Boden zu stochern und die goldenen Gottesgaben wachsen wie aus dem Wasser. Es ging ihr demnach sehr gut und sie schor sich blutwenig um ihr Vaterhaus, in dem sie nichts Liebes genossen hatte; hauptsächlich aber seitdem ihre Mutter gestorben war, plauderte sie mit Tobis und anderen Bekannten aus der Heimat nur einmal in zwei Jahren um Maria Himmelfahrt, wenn sie mit ihnen auf dem „heiligen Berge“ zusammentraf. Tobis' ältester Sohn Karl

ward assentiert, just als der 66er Krieg ausbrach, und verblutete irgendwo in Italien drunten. Der Vater sprach nicht gern davon, obwohl er sein Liebling gewesen war, und brach jede Erwähnung mit den Worten ab: „E' no, mir hout 'n der Harrgout gah'n,<sup>1)</sup> un' ich hoo' 'n 'm Kaiser gah'n.“ Daß er für den Toten irgend einmal eine „schwarze Messe“<sup>2)</sup> lesen ließ, oder wenigstens ein paar Kreuzer „af Bet'n“ gegeben hätte, fiel ihm nicht ein; das mußte sein Weib immer insgeheim thun, und damit es der Alte nicht etwa merke, ließ sie in den Fürbitten nur „für einen armen Soldaten“ hinschreiben. Der zweite Sohn, Florian, war, wie man sagt: „a guder Lopp“,<sup>3)</sup> fleißig, genügsam, ohne eigenen Willen, wenn auch in der Stille gegen den Vater sich auflehnd.

Als die Mutter, so friedlich, wie sie gelebt, gestorben war, wirtschaftete er schlecht und recht mit dem Alten weiter, der jetzt erst einsah, was er für eine gute Hausfrau besessen hatte, — aber alles Wirtschaften ging nicht nach Wunsch und Willen; mein Gott, es ist eine uralte Geschichte, daß selbst drei Männer, mögen sie auch noch so tüchtig sein, denn doch nicht eine einzige umsichtige Frau erziehen können. Der Tobis griff zwar wieder zu seinem unfehlbaren Hilfsmittel, dem Schelten — zwei ganze Monate hatte er sich zurückgehalten — und schalt ohne Aufhören, aber es nützte nichts, vielmehr ließ sich alles noch unerquicklicher an. Und so kam denn der vor Aerger zusehends Abmagernde auf den Einfall, abzudanken und seinem Sohne den widerborstigen Krempel zu überlassen: „Ich hoo' mich schon genut geploucht<sup>4)</sup> un vergum' iym a' wos.“ Ehe er sich aber auf den Altenteil setzte, wollte er seinen „Karla“<sup>5)</sup> verheiraten, denn er traute dem lieben Florian nicht recht, „er is a biple vo' d'r leicht'n Seit“<sup>6)</sup> und fürchtete, das schöne Grundstück könnte bei dessen Gutherrigkeit unter den Händen zerfließen. Es galt also, eine passende Braut zu finden, was einigen alten Weibern, die darin löbliche Praxis besaßen, anvertraut wurde.

Der Gramel-Flor soll heraten — das ganze Dorf kam in Aufregung. Ein prächtiges Haus mit voller Scheune, vollem Stall und großem Garten, hundert Mezen Acker, ein Rahn Wald, alles in bester Ordnung, ein hübscher Bursche noch dazu — so was trifft sich nicht alle Tag'. Und Bräute hätten sich genug gefunden, trotz des weltbekannten „Brummbars“, — aber, mein Lieber (und jetzt kommt der Haken) —: das Ausgedinge,<sup>7)</sup> dieses unerhörte, märchenhafte Ausgedinge!! Das ganze Dorf bekam den Weitschmerz, als es davon hörte, und sprach einen vollen Monat hindurch von nichts anderem als vom „sieb'ng'scheiten Fluch-Tobis“.

So ein Ausgedinge hat die Welt nicht gesehen, so lange sie steht: im Zimmer einen Platz für sein Bett, während des Winters beim Ofen, über Sommer beim Fenster, außerdem müssen zu kalten Zeiten die

<sup>1)</sup> auf Tabak. <sup>2)</sup> Schiefen. <sup>3)</sup> Dummheiten. <sup>4)</sup> Schlossfrau.  
<sup>5)</sup> Herrgottskafer = Marienläuferchen.

<sup>1)</sup> gegeben. <sup>2)</sup> Trauer-, Totenmesse. <sup>3)</sup> ein guter Lapp = ein guter Kerl. <sup>4)</sup> geplagt. <sup>5)</sup> Kerl = Sohn. <sup>6)</sup> etwas lebenslustig. <sup>7)</sup> Altenteil.

Betten ordentlich durchwärmt werden. Weiter: die Schwiegertochter hat täglich aufzubetten — als ob das nicht jedes ordentliche Frauenzimmer thun würde! — zweimal im Jahr frisches Stroh in den Strohsack stopfen und jeden zweiten Monat Pöster und Tuchent überziehen und die Ziechen waschen. Feldfrüchte wollte er nicht, er wußte gut, warum — der Siebengescheite —; wenn das Korn nicht gerät, so löst man wenig dafür; da ließ er denn lieber hinschreiben: der Sohn möge ihm wöchentlich einen Laib Brod geben und die Bäuerin bei jedem Butter schlagen ein halbes Pfund Butter und einen Topf voll Quark. Der Siebengescheite! Die selige Gramelin mußte immerdar allen Quark und alle Butter verkaufen — Gott bewahr', daß sie den Kindern auch nur „zun Dolack'n“<sup>1)</sup> gegeben hätte, selbst das Schüsselchen Butter, das beim ersten Buttern nach dem Kälbern jede vorsorgliche Bäuerin der Muttergottes „af Licht“ in die Kirche trägt, mußte sie verstoßen zusammenraffen und wegzutragen. Voller Angst gab sie es dem „Kirchvoot'r“<sup>2)</sup> damit es der Alte nicht erfahre, — Herrgott, das wäre auch ein Mordbisd gewesen: daß es für einen guten Christen genug sei, wenn er andächtig bete, und von den Lichtern und Vorbitten wisse der liebe Herrgott nichts, rein nichts, und wolle auch nichts wissen. Das seien „tumme Jar'n, vo' Weibern für Weiber ausgetecl't.“<sup>3)</sup> Der Muttergottes gönnte er nicht einmal das bißchen Licht, und jetzt, jetzt wollte das Naschmaul die Butter selber essen!

Und weiter: zu St. Jürgen<sup>4)</sup> müsse er Eier haben, und zwar (gleich) ein halbes Schock! Justament so, als sollte die Hausfrau die paar Eier, welche sie ansonst verkauft, um Seife und Ähnliches einzuhandeln, worauf die Männer so ungern Geld hergeben, nur für den Alten zusammenprachern. Außerdem müsse er die ganze Kost vom Sohn erhalten, und selbst hier ließ sich die Naschkäse in den Kontrakt hineinschreiben, er fordere täglich eine „Halbe“<sup>5)</sup> Kaffee zum Frühstück; — eine Halbe Kaffee! wer hat wohl schon gehört, daß man solche Sachen in einen Kontrakt zeichnen läßt? und überhaupt Kaffee an Wochentagen, wo selbst beim Erbrücker<sup>6)</sup> Wasser-suppe oder, wenn's hoch kommt, Milch getrunken wird! Dann: alle Sonntag ein Stück Rindfleisch, und am Feiertag Braten (!), zur „Fohrt“<sup>7)</sup> Kuchen, „wie sich's gehooht“, im Fasching Faschingstrapfen (!) — Die selige Gramelin durfte derlei nur dann sieden, wenn eine sehr nahe Verwandte ins Wochenbett kam, und jetzt gelüftete es den alten Sünder nach solchen guten Dingen! Ja, noch mehr: selbst auf das Schweineschlachten vergaß er nicht und bedang sich von jedem Schweine, das sein Sohn schlachten würde, Duellfleisch, eine Portion Würste und sechs Stücke Rauchfleisch aus. Das betraf die Nahrung, nun kam die Kleidung!

Außer dem schon erwähnten Bettzeug soll ihm (weil

er alle Aecker dem Sohn überlasse) die Schwiegertochter alljährlich wenigstens auch ein Hemd und eine Unterhoje kaufen und nähen, jede Woche die Leibwäsche reinigen und herrichten, „wie sich's gehooht.“ Endlich und schließlich verlangte er für jeden Winter ein paar Wollstrümpfe, „Stiheln“<sup>8)</sup>, „Handschg'n“<sup>9)</sup> und, „wos m'r sonst noch braucht.“

Und auf dieses Ausgedinge hin sollte der Tobisflor<sup>9)</sup> heiraten! Ob da wohl nicht jeder ein Tollhäusler, ein Schafskopf, mehr: ein Verbrecher gewesen wäre, der seine Tochter oder Schwester oder Nichte zu Gramels gegeben hätte?!

Und zu alledem prahlte sich noch der alte Schlaumeier, daß er von seinem Sohne weder Geld, noch Feldfrüchte, ja nicht einmal ein Stückchen Aker zum Viehbrauch verlange.

Uebrigens ließ er diesen ungeheuerlichen, an acht Seiten langen Kontrakt festmachen, bevor noch der Flor auf Brautschau ging, damit nicht am End' die Verwandtschaft der neuen Gramel-Wahm<sup>4)</sup> etwas abändern könnte. Der Florian hatte die G'schiftung — freilich mit stillem Widerpart — anerkannt; der Einfluß des Vaters war eben stärker als sein eigener Wille.

## II.

Und wenn selbst der liebe Herrgott vom Himmel herabgestiegen wäre und alle seine Heiligen, Märtyrer und Bekenner als Zeugen mitgebracht hätte — niemand im ganzen Pfarrsprengel würde ihm geglaubt haben, daß sich der Tobisflor auf diesen Anteil hin verheiraten werde. „Der koon<sup>5)</sup> die ganze Walt<sup>6)</sup> durchschniffeln, d'r Läng' un d'r Brat<sup>7)</sup> noch, un brengt of<sup>8)</sup> ka urntlichs Weib haam,<sup>9)</sup> so long d'r sieb'ng'scheite Fluch-Tobis noch labt,“ jagte der steinalte Venus-Ton,<sup>10)</sup> und der Doriprophet, der putzige Winterjeff,<sup>11)</sup> besiegelte diesen Ausspruch: „Wenn der a Braut d'r wusch<sup>12)</sup> will ich mei' Labestog<sup>13)</sup> a tummes Dos<sup>14)</sup> heezen.“ Diesmal traf seine Prophezeiung aufs Haar ein, nämlich daß er fortan „tummes Dos“ genannt wurde, denn der Tobisflor verheiratete sich doch, gewissermaßen allen vernünftigen Leuten zum Trost und noch dazu „ließ“ ihm eine Braut „jagen“. Das kam nämlich so.

Der junge Gramel schickte die Brautwerberinnen hin und her, her und hin, und fuhr selber in der Umgebung herum, aber kein einziges Mädchen wollte auf ein solches Ausgedinge und einen solchen grantigen Ausgedinger hin heiraten; eine aus Blandau hatte zwar schon halb und halb eingewilligt, und beabsichtigte, dem Alten um den Bart zu gehen, daß er von der Hälfte seiner Forderungen ablasse, und glaubte auch, dies Kunststück durchzusetzen. — aber es kam nur bis zur ersten Ausbietung<sup>15)</sup> —; nach dieser fuhr die eigene Tochter des Fluch-Tobis

<sup>1)</sup> zum Ablecken = Kosten. <sup>2)</sup> Kirchenbedienter = Küster. <sup>3)</sup> ausgedichtet = erlommen. <sup>4)</sup> Sankt Georg: 24. April. <sup>5)</sup> 1/2 Pfler. <sup>6)</sup> Der Titel stammt noch aus den Zeiten der Robott. <sup>7)</sup> Fahrt = Kirchweihfest.

<sup>8)</sup> Fußwärmer. <sup>9)</sup> Handschuhe. <sup>10)</sup> Florian, Sohn des Tobias, oft mit einem Wort eine Abstammung dreier Geschlechter angedeutet, z. B. Florianjeff = Joseph, Sohn des Anton, Sohn des Florian. <sup>11)</sup> Ruhme, alle Bäuerinnen werden so angesprochen. <sup>12)</sup> kann. <sup>13)</sup> Welt. <sup>14)</sup> Brelte. <sup>15)</sup> bringt doch. <sup>16)</sup> heim. <sup>17)</sup> Anton Venus. <sup>18)</sup> Joseph Winter. <sup>19)</sup> erwünscht. <sup>20)</sup> Lebtage. <sup>21)</sup> Kas. <sup>22)</sup> Verkündigung von der Kanzel.

zu der künftigen Schwägerin und brachte das Mäd-  
 el, vor allem aber deren Eltern von der Heirat ab.  
 Wie man sich in unserem Dorfe erzählte, soll sie  
 dort folgendes gesprochen haben, und zwar gleich  
 beim Eintritt in die Stube: „Leut'ln, liebe goldliche  
 Leut'ln, vor 'm Harrgout nahm<sup>1)</sup> ich die Sünd'  
 af mei' orme Seel', doß ich den eigenen Boot'r be-  
 red,<sup>2)</sup> — ob'r ich bitt' Euch um oll's af d'r Walt:  
 louft<sup>3)</sup> die Heuert<sup>4)</sup> ni' zu, un gaat<sup>5)</sup> dos Madle<sup>6)</sup>  
 ni' durthün; sie möcht' durt'n mehr flenne,<sup>7)</sup> oß  
 sich oass'n,<sup>8)</sup> wie mei' seliche Muttr' — Gout loss'  
 je ruh'n, die Ormeiste hout vom Boot'r ihr Labeästog  
 ni' a gutt's Wartle gehooort<sup>9)</sup> un d'r schmerzhafteste  
 Jesus hout ihr ner d'erleichtert, wie er se zu sich  
 g'numme hout. — D'r Flor soll mit 'n Heuerten  
 wort'n, bis doß d'r Harrgout salb'r do a Mitt'l  
 möcht; mit unjern Boot'r könnt' ni' amol die  
 haliche<sup>10)</sup> Muttr'gottes — Gout verzeih' m'r die  
 Sünd'! — auskumme, vill wennicher Guer Madle  
 — ich weef gutt, wos ich ausg'stand'n hoo',<sup>11)</sup> un  
 d'r Flor weef 's a. — Ich wor a Kuh vo' dreißich  
 Johr'n, wie ich geheuert hoo', un hoo' ni' amol ge-  
 wußt, wos a Muusich<sup>12)</sup> is, un gude Biss'n hoo' ich  
 nie gefahn,<sup>13)</sup> wenn ich mich a rackern hoo' müß'n,  
 wie a Jaar<sup>14)</sup> im Staanchbruch,<sup>15)</sup> doß ich bold hin  
 gewest war' — eim Haus wor'n fuzern Hühner  
 un i hoo' erscht als Pär'r'in Rud'ln mochn g'larnt,<sup>16)</sup>  
 zu Haus' is a ni' a anziches Eila<sup>17)</sup> gass'n wur'n;<sup>18)</sup>  
 wie ich schon Hausfrra war, hoo' ich vor Schond'  
 gekennt, wenn mich mei' Moon a bisle 'mos  
 Bassers<sup>19)</sup> koch'n g'larnt hout — Gout soll's ihm  
 vergalt'n, doß er mir dos ni' vorschmeißt — jo, a  
 die Eier hout d'r Boot'r im Kontarakt sek'n loun.<sup>20)</sup>  
 Na, mei liebe Leut', lößt die Heuert Heuert sein,  
 dos Madle wird woll ni' in Verluhr ghehn,<sup>21)</sup> un  
 du, Flor — (er war auch dort, beim Mittagessen)  
 — „du verdarb<sup>22)</sup> of dem Madle dou ni' die Walt,  
 du wirsch<sup>23)</sup> unjern Boot'r ni' umbegel'n,<sup>24)</sup> un  
 wenn du dei' Weib af'n Händn trog'n möcht'st: die  
 Schond'ludereien<sup>25)</sup> wirsch d' r ni' vergass'n<sup>26)</sup>  
 loun, wos se vom Boot'r kriecht<sup>27)</sup> un kriech'n wird  
 a jede vo' ihm, wenn se a flugs die gonze fürscht-  
 liche Herrschafft mitbrenge möcht' un a' so gutt war'  
 wie dos Stückle Broud<sup>28)</sup> dou — dos see<sup>29)</sup> ich  
 d'r, wie ich dou auf dem Flackl<sup>30)</sup> sitg', un Gout  
 soll mich strop'n, wenn's ni' woher is!“

Auf diese Standrede hin ging die Heirat natür-  
 lich in Franzen und weit und breit war ein Gerede,  
 daß einem schier Hören und Sehen abhanden kam.  
 Der Sieb'ng'scheite wollte anfänglich die Refe<sup>31)</sup>  
 bei Gericht verklagen „weg'n Athro'schneidung“,<sup>32)</sup>  
 ließ es aber schließlich doch sein und meinte nur, sie  
 habe sich die Galle ausgeschüttet, weil sie in die Ehe  
 wenig mitgekriegt, und er, der Tobis, habe ihr nur

deshalb weniger mitgegeben, weil er einerseits die  
 „Bösgoschete“<sup>1)</sup> strafen, und andererseits den braven  
 Sohn nicht gar zu sehr verkürzen wollte. Daß er  
 aber das Geld lieber in die Schönberger Sparkasse  
 trug, davon sagte der Durchtriebene nicht das mindeste!

Vierzehn Tage darauf gab es wieder ein großes  
 Hallo im Dorf: d'r Tobisflor heuert zum zweetenmol  
 — bis ei die Hält! Eine von den lebendigen  
 Chroniken, die rothoorete Lene,<sup>2)</sup> hatte die Sache ins  
 Rollen gebracht.

Die Braut war die einzige Tochter des Revier-  
 försters. Der Vater war lange Jahre — wie lang,  
 wußte er selbst nicht mehr — in fürstlichen Diensten  
 gewesen, nun, und dort pfllegt das Brot hübsch weiß  
 und ordentlich geschmalzen zu sein, wenn man nur  
 ein ganz klein wenig dazuseht. Der Alte hatte denn  
 auch für seine Frünze<sup>3)</sup> ganze zwölffhundert Gulden  
 zusammengespart und wollte ihr außerdem zwei Kühe  
 und zwei Kalbinnen mitgeben. Und solch eine Braut  
 „ließ“ aus eigenem Antrieb dem eben verschmähten  
 Tobisflor „sagen“. Das ganze Dorf, vom Herru  
 Pfarrer an bis zum letzten Tagelöhner, war „pass“  
 und selbst die sonst so redselige Engelbertin<sup>4)</sup> brachte  
 nur einen einzigen Satz über die Lippen: „Die Frünze  
 stecht a d'r Hoob'r.“<sup>5)</sup>

Die künftige Gramel-Mahm' war ein hochgewach-  
 jenes, hübsches Mädchen von etwa zweiundzwanzig  
 Jahren mit ein paar Wangen wie Maschanzger  
 Äpfel, kohlschwarzen, immer lachenden Augen, und  
 aschblonden Haaren, gesund und kernfest wie ein  
 Grenadier, und schelmischer Natur, nett und kura-  
 schiert, daß sie dem Teufel selber gezeigt hätte, „wi-  
 d'r Zimmermoon 's Looch geloun hout.“<sup>6)</sup> Ge-  
 boren wurde sie in der Försterei, weit draußen in  
 wäldlicher Einsamkeit und wuchs dortselbst wie die  
 lieben Bäume auf, so zwanglos, natürlich und kühn.  
 Seit zwölf Jahren, wo ihr die Mutter gestorben  
 war, wirtschaftete sie mit dem Vater und brachte  
 alles so gut zustande, daß er sich der in Aussicht  
 genommenen Wiederverheiratung ganz entschlug.  
 Was den Förster anbelangt, so war er genau wie  
 seine Tochter, sowohl nach außen, als nach innen  
 hin. Stramm, etwas knorrig, wie ein rechter Wald-  
 mensch auch sein soll, jovial, kein Späßerderber,  
 umsichtig, aber auch nachsichtig, insbesondere gegen  
 die Laubweiber.<sup>7)</sup> Auf seiner Waldseite arbeiteten  
 sogar die Holzfäller sehr gern, denn er wußte stets  
 etwas Humoristisches zu erzählen, so daß man aus  
 einem Lachen ins andere kam, und die Arbeit ging  
 flotter von der Hand. Jetzt aber hatte er des herr-  
 schaftlichen Dienstes schon genug bekommen und  
 wollte seinen Lebensabend in Ruhe zubringen; das  
 Leben auf den Bergen war ihm bis zum Hals, und  
 er schwärmte davon, daß er nach der erbetenen Pen-  
 sionierung in die Gegend von Brünn übersiedeln  
 werde, wo sein Sohn Franz lebte. Der war dort  
 auf irgend einer Herrschaft Schaffer, d. i. Verwalter,

<sup>1)</sup> nehme. <sup>2)</sup> berede. <sup>3)</sup> laßt. <sup>4)</sup> Heirat. <sup>5)</sup> gebt. <sup>6)</sup> Mädchen.  
<sup>7)</sup> flennen = weinen. <sup>8)</sup> anessen. <sup>9)</sup> gehört. <sup>10)</sup> heilige. <sup>11)</sup> habe.  
<sup>12)</sup> Musfl. <sup>13)</sup> gesehen. <sup>14)</sup> Pferd. <sup>15)</sup> Steinbruch. <sup>16)</sup> gekernt. <sup>17)</sup>  
 Eichen = Ei. <sup>18)</sup> worden. <sup>19)</sup> Besseres. <sup>20)</sup> lassen. <sup>21)</sup> in Verlust  
 geraten. <sup>22)</sup> verderb. <sup>23)</sup> wirft. <sup>24)</sup> umbügel'n. <sup>25)</sup> Nichtsnutzigkeiten.  
<sup>26)</sup> vergessen. <sup>27)</sup> kriegt. <sup>28)</sup> Brot. <sup>29)</sup> sage. <sup>30)</sup> Fleckchen. <sup>31)</sup> Theresie.  
<sup>32)</sup> Ehrabschneidung.

<sup>1)</sup> Bösmaul. <sup>2)</sup> rothaarige Magdalena. <sup>3)</sup> Franziska. <sup>4)</sup> Weib  
 des Engelbert. <sup>5)</sup> Hafer. <sup>6)</sup> wo der Weg hinausgeht. <sup>7)</sup> Weiber,  
 die das Waldlaub zum Streuen sammeln.

und lud den Alten schon seit langem ein, er möge zu ihm ziehen, allerdings erst nach der Verheiratung der Frinze, denn er selbst war verheiratet, und zwei Weiber bei einem Herd sind, wie man sagt, ärger als zwei Hähne auf einem Mist — das schien ihm also wegen des heiligen Hausfriedens nicht ratfam.

Der Alte nahm sich das auch zu Herzen und bemühte sich, die Tochter so gut und so schnell als möglich unter die Haube zu bringen, aber der war es nicht so eilig. Freier fanden sich übergenug, aber das Förstlerstöckerlein fand an dem einen das, an dem andern wieder jenes auszuweisen und schien vor lauter Ausklauben zu keinem Entschluß kommen zu können. Der Waldmensch begann nachgerade ungeduldig zu werden und brummte über die verdammte Kritisererei — „du wirscht aso noch af Affsch blein,<sup>1)</sup> du tumme Kaat;<sup>2)</sup> du glaabst<sup>3)</sup> woll, doß d'r Fürsch jalb'r um dich tumme wird!“ Der Sohn sandte ihm nämlich alljährlich ein Häßchen von seinem Deputatwein, und der mundete dem alten Herrn so ausnehmend, daß er sich danach sehnte, schon und schon dort zu sein, allwo dieser gute Tropfen wachse.

Da kommt ihm auf einmal, wie aus blisblauem Himmel herabgefallen, die Frinze mit der „Neuroterei“ und noch dazu mit dem Tobisflor — „du mein Herrgott! Der „Harr Förstler“ glaubte zuerst um den Verstand gekommen zu sein und kneipte seinem Walbl tüchtig in den Schwanzstummel, um sich zu vergewissern, ob er nicht am Ende nur träume. Aber das Heulen des erschrockenen Hundes, dem die andern vier Kollegen sofort beistimmten, bewies ihm vollauf, daß er wach sei. Dann brach aber das heilige „Dunn'rwaat'r<sup>4)</sup> los: was sie sich wohl denke, der tecke „Bootsch“<sup>5)</sup> ob sie wirklich so dumm sei, wie sie aussähe, er hätte sie für gescheiter gehalten, als sich selber und so weiter. Sie hätte sich längst verheiratet können und auf gute Anwesen, wenn sie nicht eine so fürchterliche Gans wäre, mit ihrer vermaledeiten Nörgelei. Der eine hatte ihr eine zu krumme Nase, der andere eine zu gerade, der dritte zu wenig Haare, der vierte zu viel, der fünfte schien ihr zu dünn, der sechste zu gescheit, an jedem habe sie etwas auszustellen gehabt, und jetzt, wo sie zwischen zwei Stühlen — mit Respekt zu sagen — auf der Erde sitze, jetzt rieche ihr das Heiraten aus der Nase lieblich, ja jetzt komme sie wie der Lucifer zur Eva — „Harr di Gattji!“<sup>6)</sup> — mit dem Gramelschen! Mit Leuten, die im ganzen lichtensteinischen Revier verschrien seien und welche die eigene Tochter so niederträchtig gemacht hat! Sie sei reis für St. Anna<sup>7)</sup> oder für Numero Sicher.<sup>8)</sup> Also grollte das Gewitter fast zwei Stunden lang, aber die Frinze: nein und nein und nein und noch einmal nein! „Ich thur's ni' onderesch!“ Sie werde doch wohl den Schwiegervater unterkriegen und einen ordentlichen Gramel-

etter aus ihm machen. Und wenn sie den Tobisflor nicht kriege, so werde sie überhaupt nicht heiraten und bei ihrem lieben Vater bleiben bis zum Tod!

Der „liebe Vater“ hörte mit immer länger werdendem Gesicht zu und wollte schon auf die Ungehorsame einen Strick nehmen, um ihr die „verfluchten Mucken“<sup>4)</sup> von Grund auszutreiben, aber dann überlegte er sich die Sache, hing ohne ein Wort der Erwiderung das Gewehr um, piff seinen Kameraden, den fünf Hundten, und trollte sich in den Wald. Dort legte sich allgemach die Erregung und nach Inspizierung der Baumschule — seines Stolzes — begann er zu kalkulieren: Die Sache ist zwar miserabel, aber — —

Die Gramelschen können sich mit ihrem Grund sehen lassen, Schulden sind keine drauf, alles in bester Ordnung und die Kasse erhält nur zweihundert Gulden, und die erst nach Ableben des Alten. Die Sache ist doch nicht so schlecht.

Der Flor ist ein braver, seelenguter Mensch, die Frinze desgleichen, und wenn beide nur ein bißchen dazusehen, so haben sie den Himmel schon hier auf Erden. Die Sache ist eigentlich nicht übel.

Zwar der Alte: ein Thunichtgut und Raunzer ersten Ranges, aber dafür hat die Frinze Courage für drei Männer und gescheit ist sie auch. Vielleicht hat sie schon einen Plan gefaßt. Die Sache ist ziemlich gut.

Uebrigens wird sie niemandem zu nah treten, dafür ist sie zu lustiger Natur, und lustige Leute sind niemals böse Leute . . .

So dachte der wackere Waldmensch, und als er drei Stunden darauf nach Hause kam, piff er ein fröhlich Jägerliedlein, denn die Sache schien ihm ganz gut. Nach dem Abendessen stopfte er sich die Pfeife und schmauchte behaglich, und wie er so gegen Ende gekommen war, nickte er mit dem Krauskopf: die Sache ist im allgemeinen sehr gut! Seiner Tochter gegenüber sagte er: wenn sie nicht anders wolle — je nun: gut! Sie möge dann auch ausessen, was sie sich eingebrockt, aber mit Klagen dürfe sie ihm nicht kommen. Das verbitte er sich aufs allerentschiedenste! Und den Alten soll sie auch nicht grob behandeln und sich immer denken, daß sie auch einmal Ausgebingerin sein werde! — Nächsten Tag ging er zum Gewatter,<sup>2)</sup> dem Gemeindevorstand, und ersuchte ihn um dessen Vermittlung.

Bei den Gramelschen war man nicht wenig verwundert über die ungeahnte neue Brautschast. „No,“ meinte der Belferer, „die Kathe<sup>3)</sup> wird ka<sup>4)</sup> schlecht's Weib sein, wenn se sich jalb'r aso um den Karle reisft!“ Aber der Flor fühlte einen Stich im tiefsten Herzen; er lamnte die „juste<sup>5)</sup> Förstlerfrinze“, von der die Bindernatin sagte: sie is wie gemohl'n,<sup>6)</sup> und sie gefiel ihm über die Nase, — „aber was wird sie bei uns Gutes haben?“ fragte er sich im Geiste und rief alle Worte seiner Schwester in sein Gedächtnis zurück.

Nach einigen Botschaften hin und her machte er

<sup>1)</sup> Eilig bleiben = alte Jungfer bleiben. <sup>2)</sup> Kräbe = dummes Ding. <sup>3)</sup> glaubt. <sup>4)</sup> Donnerwetter. <sup>5)</sup> Dummes Ding. <sup>6)</sup> verstimmt aus Herr, du Gott! <sup>7)</sup> Irrenhaus in Brünn. <sup>8)</sup> Gefängnis.

<sup>1)</sup> Launen. <sup>2)</sup> Pate. <sup>3)</sup> Mädchen. <sup>4)</sup> fein. <sup>5)</sup> hübsche. <sup>6)</sup> gemalt.

sich mit dem Gemeindevorsteher, der auch sein Vater war, auf den Weg ins Försterhaus. Die Unterhandlungen dauerten nicht lang; der Förster sagte, was er seiner Tochter als Mitgift gäbe, und daß er die Hochzeit gern so bald als möglich hätte, da er noch diesen Herbst vor der Weinlese übersiedeln wolle, ja müsse. Auf das wunderliche Ausgedinge, von dem der Tobisflor mit Zittern und Zagen redete, ging er unbedenklich ein, indem er bemerkte, das sei ganz Sache seiner Tochter, „wenn's ihr recht<sup>1)</sup> is, so muß m'r 's a recht sein,“ und beim Abschied klopfte er seinem Schwiegersohn wohlwollend auf die Schulter: „Wasst, lieber Kampl,<sup>2)</sup> du kriechst a unntlichs Weib — do d'r für steh' ich d'r gutt, hoo' se ner gann.<sup>3)</sup>“ Doch de se vertreten thust un



Wenn's ihr recht is, so muß m'r 's a recht sein.

ihr ka Unrecht thun loßt, dos see' ich dir ni', weil de dos vo' salb'r wiß'n wißst; übrigens hot se salb'r so vill Verstand, wie se sich do verhol't'n soll!“

So war der Arm im Aermel drinnen und die Hochzeit ging nach den üblichen drei Aufbietungen vor sich. Zur Trauung fand sich schier das ganze Dorf ein, um Zeuge dieser unter so merkwürdigen Ausgedingsausfichten geschlossenen Ehe zu sein. Daß die Heirat nicht glücklich enden würde, darüber waren alle einig, selbst der Widerspruchslustige von Beruf, der Grögler-Damian, stimmte diesmal bei.

Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten begann der Waldmensch Anstalten zum Uebersiedeln zu treffen, und als er den blauen Bogen erhalten hatte, nahm er Abschied von seinem kleinen Reiche; außer den zwei

Rühen und zwei Kalbinnen, die sich der junge Gramel gleich nach der ersten Aufbietung nach Hause geführt hatte, verkaufte der Förster a. D. alles Hab und Gut, und dampfte mit seinem Sohne, der zur Hochzeit heraufgekommen war, und seinen fünf Hunden kreuzfroh ab in das gelobte Land des Deputatweinchens.

Die stattliche Gramel-Wahm' verabschiedete sich von ihren Lieben in lustigem Ton und freute sich schon darauf, wie sie ihren Mannzer von Ausgedinger einerezieren werde. „Gott geb' dir viel Glück dazu!“ wünschten Vater und Bruder.

### III.

Das Allererste, was die junge Bäuerin auf ihrem Grund that, war, daß sie die ganze Wohnung von oben bis unten auskehrte, weißte und dann gründlich die Fußböden abrieb. Der Schwiegervater guckte das Kunterbunt mit scheelen Augen an, und als die wacker Arbeitende dies nicht zu bemerken schien, begann er zu brummen, um schließlich in unheilverfündendem Ton auszubrechen: „Hm — is d'r denn doo zu wing<sup>1)</sup> raan?<sup>2)</sup> Willst de 's denn wie ei' an Schloß hoo'n?“

Die junge Frau hielt im Gereibe ein und sah den Alten mit ihrem lustigsten Lachen an: „E no, Harr Voot'r — m'r<sup>3)</sup> siht<sup>4)</sup> doo ei oll'n Winkelu die Moonswirtshoft — ob'r ich weer<sup>5)</sup> m'r dos bold so ei'richt'n, wie sich's gehoo't.“<sup>6)</sup>

„Gehoo't? Was gehoo't sich? — dos is bei recht'n Bauer'n ni' notich;<sup>7)</sup> hoi't dich ner o' die Debet un louß<sup>8)</sup> die Jar'n!“ grollte noch aufgebracht der Brummbar.

„Zooo — Harr Voot'r, hout ihr denn a' ei'm Kontrakt, dos ihr mich ei die Debet jehn<sup>9)</sup> sollt?“ fragte die Schwiegertochter sehr erstaunt und schlug die Handflächen aufeinander.

Der Ausgedinger sah sie ganz verduzt an, spuckte in der Verlegenheit kräftig aus und — schwieg, weil er keine Antwort finden konnte, dann nahm er die Mütze und trabte kopfschüttelnd ins Dorf.

Der Gramel-Bauer hatte das Gepräch gehört — er stand in der Nebenkammer — und freute sich wie ein Kind im stillen, wie sein Weibchen den Splitterrichter abzutrupfen verstände. Schon als er zu ihr auf die Freite ging, hatte sie ihm anvertraut, daß es ihr stets weh ums Herz geworden sei, wenn sie gehört, was er von dem knauserigen Nörgler ausstehen müßte, und daß sie glaube, solch ein gewohnheitsmäßiges Brummeisen könne nur dann zum Schweigen gebracht werden, falls man unter keinen Umständen nachgäbe und seine Schwachheiten zur Zielscheibe nähme. Sie versprach ihm auch, noch vor Ablauf dieses Jahres seinen Vater so auszerexerzieren, daß er freiwillig das lächerliche Ausgedinge aufgeben und auch ansonst anders würde. Wie sie das alles machen wolle, das sagte sie ihm vorderhand nicht, und forderte ihn nur auf, er möge zu allem still sein und ja nichts im Dorf verlauten

<sup>1)</sup> recht. <sup>2)</sup> Burische. <sup>3)</sup> gerne

<sup>1)</sup> zu wenig. <sup>2)</sup> rein. <sup>3)</sup> man. <sup>4)</sup> sieht. <sup>5)</sup> werde. <sup>6)</sup> gehört. <sup>7)</sup> nötig. <sup>8)</sup> lasse. <sup>9)</sup> jagen.

lassen. Sie kalkulierte, daß der Alte selbst alles, was ihm wieder den Strich liefe, unter den Leuten herumtragen und damit Spott und Gelächter einheimsen würde.

Den ausbedungenen Kaffee erhielt der Herr Vater ganz ordnungsmäßig tagtäglich in einem Halbliter-topf, obgleich die Eheleute sich mit einer Kümmelesuppe begnügten.

Kreuzgern hätte sich der menschgewordene Kettenhund für die erste Niederlage (beim Fußbodenreiben) gerächt, indem er irgend eine Ausstellung an dem Frühstück vorzubringen beflissen war, aber das ging nicht, selbst beim allerbesten Willen; der Kaffee war gut und reichlich. Endlich einmal schien die „Weibermedizin“ etwas bitterlich — aha! jetzt war die Gelegenheit da. —

„Dr Kaffee is zu wing süß!“ maulte er die Schwiegertochter an. Aber die zuckte bloß die Achseln: im Kontrakte stehe bloß eine Halbe Kaffee, ob dieser grad genug süß oder zu wenig süß sein müsse — davon sei keine Rede, — demnach könne der Kaffee auch bitter schmecken.

Der Sieb'ng'scheite wälzte die Augen heraus und — schwieg, da er sah, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach den kürzeren ziehen würde.

Eines Tages hörte die im Stall beschäftigte Bäuerin, wie der Ausgedinger hocherregten Tons den Sohn rief; sie wußte, was los sein würde, und lachte sich in die Faust.

Der Fluch-Tobis war vor Gall' fast außer sich. Als sein Sohn auf das unaufhörliche Geruf aus der Scheune gelaufen kam, hielt er ihm den Kaffeetopf unter die Nase und fing an: „Na, na — dou hoste un promier,<sup>1)</sup> wos m'r die — dei' Weib für a Geschlod'r<sup>2)</sup> z'sommgeprontsch<sup>3)</sup> hout, — dos joll se ne<sup>4)</sup> Schweine gahn,<sup>5)</sup> un ni' an Mensch'n un an old'n Ausgeding'r noch d'zu!“

Der Gramel-Bauer ließ sich aber zum Kosten nicht herbei und antwortete bloß, wie ihm sein Weib geraten hatte: „Weß<sup>6)</sup> r' wos, Voot'r, dos gabi mich nicht o'; ich hoo' den Kontrakt undrschrieb'n, un wie Euch mei' Weib o'wort'<sup>7)</sup> dos is ihre un Eure Sach', dos mocht Euch ner mit d'r Bäuerin aus, — ich Koch' Euch ka' Ass'n un war's a ni' Koch'n!“

Hier trat die Frinze in die Stube, und als sie den Alten krebsrot vor Zorn sah, fragte sie mitleidigen Tons, warum der „Harr Voot'r“ so schlecht aufgelegt sei.

Darauffin wurde der Fluch-Tobis ganz braun wie eine gut angerauchte Meerschampfeife und brüllte die Bäuerin so an, wie seinen verstorbenen „Harrgoutstaaf'r“: „Wos is dos do für a Kaffee? Wie hoste dos z'sommgekocht? 's sichts just wie a Rauch'n aus un hout an Geschmool, wie wenn de stotts Millich<sup>8)</sup> Molk'n 'neigenumme hätt'st!“

Die unerschrockene Gramel-Mahm' lachte hell auf: „Che! Ihr hout a hoorichs Züngle,<sup>9)</sup> Harr Voot'r;

ich hoo' werflich heut stotts Millich Molk'n g'numme, mir hoo'n jo zun Frühstück a' a Molk'njupp' gehoo't, un ich denk m'r, daß Ihr a' amol Kaffee vo' Molk'n ass'n könnt; die Millich hoo' ich heut verkaaft!“

„I, du, du —“ lobte der Angeführte. „War<sup>1)</sup> hout denn sei' Labestog gehoort, daz m'r Kaffee aus Molk'n kocht — i du —! biste so tumm, oder willstest mich ner argern? I du —! Glei, kochst m'r a andersch Frühstück! — Allawanti!“<sup>2)</sup>

„Follet m'r ei!“ antwortete die also Unkommandierte, „Ihr hout ei'm Kontrakt g'schrieb'n, täglich a Halbe Kaffee zum Frühstück, ob'r ni' wos fir an Kaffee un a ni': doß ich Euch a andersch Frühstück Koch'n muß, wenn Euch dos 'kocht ni' schmeckt!“ und machte „Kehrt euch“ und war auch schon draußen. Ihr Mann hatte sogleich, als sie kam, die Thüre gesucht und lief, was er konnte, ins Feld; so sah sich der Sieb'ng'scheite allein, und da er sich mit den Wänden denn doch nicht gut streiten konnte, setzte er die Mütze auf und watschelte ins Dorf, und erzählte jedem, dem er begegnete, was ihm die Schwiegertochter eben ausgeführt habe, freilich mit sehr fragwürdigem Erfolg, denn die einen lachten sich den Buckel voll und die andern frobelten.

Den nächsten und zweitnächsten Tag war der Kaffee tabellos; der Ausgedinger glaubte schon, die renitente Bäuerin eingeschüchtert zu haben, als er unplötzlich einen Kaffee erhielt, der, wie er allenthalben austrummelte, mit Buttermilch gemengt war; ein andermal fand er wieder Nudeln, wahrhaftige Nudeln darin, und die reiche Frinze berief sich immer auf den Kontrakt, und wie sehr auch der Alte wütete — er konnte nichts ausrichten: Kontrakt bleibt eben Kontrakt, und was darin steht, das ist unantastbar.

Die Brotlaibe wurden ihm ordnungsmäßig abgeführt, obwohl die junge Frau wußte, daß er selbe nicht behalte, sondern beim Gemeindevirt verkaufe, — darauf hatte es das Schlauchel' auch abgesehen, als er den Kontrakt notifizieren ließ, denn er dachte mit Recht, ein Laib werde immerdar in der Küche aufliegen, und es würde ihn niemand anschreien, falls er sich einen Ranft abschneide. Und so war es auch.

Aber der Sieb'ng'scheite hatte sich noch andere, größere Hoffnungen gemacht, nämlich, daß er trockenes Brot, d. h. ohne Butter, niemals essen werde und da — zahlte ihn die junge Bäuerin ordentlich aus; sie butterte alle drei Wochen einmal, was un so leichter anging, als sich im Keller eine Felsnische befand, durch welche Wasser floß. Die Milch konnte demnach fünf oder sechs Tage stehen, ohne zusammenzurinnen, der Rahm schier einen Monat lang und ward weder bitter, noch schimmelig. So gab denn die liebe Gramel-Mahm' ihrem Ausgedinger nach dem dreiwöchentlichen Buttern sein Halbpfund Butter und nicht ein Bröselchen mehr. Der Tobis ward suchtig: ihm gebühren drei Halbpfund, das ist für jede Woche eines. Die Schwiegertochter sah ihn verwundert an und entgegnete ruhig, daß ihm laut Kontrakt ein Halbpfund nach jedem Butter schlagen

<sup>1)</sup> koste. <sup>2)</sup> Zeug. <sup>3)</sup> zusammengemantscht. <sup>4)</sup> den. <sup>5)</sup> geben. <sup>6)</sup> Wist. <sup>7)</sup> abwartet = bedient. <sup>8)</sup> Milch. <sup>9)</sup> ein haariges Zünglein = ein Feinschmecker.

<sup>1)</sup> Wer. <sup>2)</sup> Monn.

gehöre, aber nicht: wöchentlich, und daß ihr niemand befehlen könne, wie oft sie buttern müsse. — Uj jegerle, du mein! war das ein Gelächter im ganzen Dekanat,<sup>1)</sup> denn daß diese neueste „Schonbluderei“ bekannt wurde, dafür sorgte schon der erbofste Alte.

Am gelungensten war es, wenn er zu belfern anfing: er glaubte, sie werde (wie schon die Frauenzimmer einmal sind) sich bestreben, daß ihre Butter oben auf schwimme, aber dazu kam es niemals, vielmehr sagte sie ihm kurz und gut: das und das steht im Kontrakt und das und das steht nicht drinnen! und begann, indem sie ihre Arbeit fortsetzte, mit ihrer glockenhellen Altstimme zu — singen; der Tobis kauderte zwar noch eine kurze Weile, in der Hoffnung, sie werde denn doch Widerpart geben, aber — umsonst; die Bäuerin sang ruhig weiter oder begann ein Kirchenlied, und er mußte schließlich verstummen, denn er war bis auf das Gegröhle ein guter Christ, und wenn die Schwiegertochter „Ach du mein — herzlichstes Jesulein!“ oder „Gegrüßt seist du, Maria!“ sang, konnte er dabei denn doch nicht gut schimpfen und saktermentern.

Dem Gramel-Bauer ging's dabei am besten, der lebte wie Adam im Paradies, ehe er die Eva kennen gelernt hatte; sein hübsches Weib hatte er herzlich gern und sah, daß sie den Vater gut einereziere, ohne ihm nahezutreten, und so sich gegen das vierte Gebot zu verjündigen. Der Sieb'ng'scheite war denn auch manchmal wie Butter, so glatt und angenehm und gab hübsch nach.

So stellte einmal am Sonntag die Bäuerin seine Portion Rindfleisch mit „Kreentunt“<sup>2)</sup> vor ihn auf den Tisch und als er (die Eheleute hatten früher abgegessen, er war im Hochamt<sup>3)</sup> gewesen) nach der Suppe fragte, sagte sie ihm einfach, sie habe einen Napf voll für morgen zum Frühstück aufgehoben, und der Herr Vater hätte an jedem Sonntag zwar eine Portion Fleisch zu erhalten, aber von der Suppe sei im Kontrakt nichts zu lesen. Und der Sieb'ng'scheite — ei wer hätte das wohl geglaubt? — seufzte nur tief auf und antwortete: „I no, 's is a gutt, ob'r ich hoo' a Fleischsupp jahr<sup>4)</sup> garn, — no, weckte 'mos, Schweech'rtocht'r,<sup>5)</sup> ich war morg'n mit euch Supp' ass'n, un Kaffej brauchst a kan mah<sup>6)</sup> zu koch'n — ich war jetz immer zun Frühstück dos ass'n, wos ihr ass't!“

Seitab löffelte der Kluch-Tobis die Frühstückssuppe aus Erdäpfeln, was Zeug's hielt; die brave Schwiegertochter kochte ihm aber doch mindestens zweimal in der Woche „a Tipple“<sup>7)</sup> Kaffee und zwar so guten, als sie nur konnte, und so mußte er sie, wollend oder nichtvollend, wieder loben. Er wurde zahm, der alte Brummbar, hübsch zahm, und als ihm zu Martini<sup>8)</sup> die dralle Gramel-Bäuerin eine wunderschön gebratene Gans vorsetzte, damit er auswähle, welche Stücke er gern esse, und danach eine gehäufte Schüssel voll vorzüglichen Kuchen gab, da

vertraute er dem Schmied-Hannes, seinem besten Freunde, an, daß sein Flor mit der Frinze es denn doch gut getroffen habe, obwohl selbe manchmal — und dabei seufzte er wieder tief auf und spuckte kräftig zur Erde — „o'gewirt,<sup>1)</sup> kapitolijsch o'gewirt“ sei. Der Jur-Hannesla<sup>2)</sup> (wegen seiner Späße so geheißen) lachte sich die lustige Haut voll und sagte: „No, mei' Lieb'r, — du host's a gutt getroff'n mit d'r Frinze un bist a kapitolijsch o'gewirt!“

#### IV.

Der Herbst verging und der Winter marschierte ein. Die Gramelschen hatten schon ausgedroschen, die Hälfte der Feldfrüchte verkauft, die Steuern bezahlt und der Gramel-Better prahlte sich im Wirtshaus vor seinen Kameraden, was er für ein braves und zuthunliches Weib habe; wenn sie ihn aber fragten, wie sie mit seinem Vater auskäme, da lachte er nur sehr verschmüht und meinte, sie möchten den doch selber fragen. In der That: der Sieb'ng'scheite, der eine Niederlage um die andere erlitt, erzählte genug und übergenug von seiner „o'gewirten Schweech'rtocht'r“, aber, falls ihn die Leute nach Notizen verachteten und die Ernsthafteren ihm ordentlich die Ohren einrieben, daß er mit dem närrischen Kontrakt seinen ganzen Stamm — die Toten ebenso wie die Lebenden — beschimpft habe und daß ihm von Rechts wegen gehöre, was ihm die Bäuerin ausführe, und daß er überhaupt noch sehr froh sein könne, wenn sie alles so wie im Spaß abthue, — da ärgerte er sich in der Stille, daß dieses „Woldmentisch“<sup>3)</sup> ihn kapitaliter durchschau habe und er in allem werde nachgeben müssen.

Und er gab auch thatsächlich nach, noch eher, als er selbst und mit ihm das ganze Dorf — das sich nebenbei bemerkt köstlich unterhielt — ja vielleicht sogar die Gramel-Mahm' dachte.

Die Gramelschen besaßen da ein prächtiges Schwein, einen „Patauner“<sup>4)</sup> der sich im Lauf der Zeit zu sehr respektvollem Umfang herangepappelt hatte; der Förster schenkte ihn seiner Tochter, weil sie nicht viel Bargeld auf Kleider verlangte, was sie übrigens auch nicht zu verlangen brauchte, denn der Verkauf von Butter, Eiern und Hühnern, den sein umsichtiges Töchterlein sehr schwunghaft betrieb, warf so viel ab, daß sie hiervon zwei große Truhen voll Ziegen, wollener und kattunener Röcke sich einschaffte und auf die Deckel steigen mußte, um sie verschließen zu können.

Von den zwei Schweinen, welche der alte Gramel seinem Sohn überlassen hatte, wurde eines vor der Heirat verjilbert, damit der Knauser in Bezug auf die verschiedenen Auslagen mit dem geliebten Geldbeutel nicht rühren mußte, und das zweite fiel als Speiseopfer für die Hochzeit. Das vom Vater erhaltene bemutterte nun die junge Bäuerin so gut, daß es gar bald wie ein Hackblock aussah, so rund und unförmlich, und der Sieb'ng'scheite in Erwartung des nahenden Sautanzes<sup>5)</sup> jedesmal beim An-

<sup>1)</sup> Eine Anzahl von Pfarrsprengeln, gew. eine Bezirkshauptmannschaft = Regierungsbezirk <sup>2)</sup> Kreuzsaue. <sup>3)</sup> feierliche Messe. <sup>4)</sup> Jahr. <sup>5)</sup> Schwiegertochter. <sup>6)</sup> mehr. <sup>7)</sup> Töpfchen. <sup>8)</sup> Martinstag, 11. November.

<sup>1)</sup> abgefeimt. <sup>2)</sup> Hännschen. <sup>3)</sup> Waldmädchen. <sup>4)</sup> Bakoner, ungar. Zucht. <sup>5)</sup> Familienfest beim Schweineeschlachten.

schauen des mühsam hinwackelnden Grunzers gar wunniglich schmunzelte. Aber die Gramel-Mahn' verschob das Schlachten, weil das liebe Tierchen mit so gutem Appetit fraß, bis zum Fasching und wollte es am Montag vor dem „fatt'n Donn'rstich“<sup>1)</sup> abstechen lassen.

Der Ausgedinger rieb sich ununterbrochen die Hände, als die Bäuerin am vorhergehenden Sonntag Graupen sott, Pfeffer und Neugewürz zerstieß, und einen Krapsen (zum Würstfüßel) buk, und um sich ihr gefällig zu zeigen, nahm er die Speile und schnitt sie zurecht. Der Kernste ahnte nicht, was für morgen seiner wartete.

Montag früh kam der Fleischer-Matthis und mit ihm zwei Nachbarn, um das Schwein zu halten. Nun ging's ans Schlachten, die Gramelin fing das Blut auf und der Tobis leistete ihr hiebei verschiedene Handgriffe. Nach dem Abbrühen kochte sie das Duellfleisch und lud die „Nopp'n“<sup>2)</sup> ein, auf ein „Maulvoll“ dazubleiben, dabei lachten ihre schwarzen Augen in so lustiger Schelmerei, daß die Hausgenossen einstimmig behaupteten, einen so flotten Sautanz noch nie mitgemacht zu haben. Der junge Bauer grübelte umsonst, was dies bedeuten sollte, obwohl sein Weib ihm beim Aufstehen zugestüstert hatte, sie werde heute den Sieb'ng'scheiten so gut auszahlen, daß er zeitlebens daran denken solle.

Das Duellfleisch war fertig, der Matthis nahm es aus dem Kessel und rief der Hausfrau zu, sie möge auswählen, was gegessen werden solle.

Die Gramel-Mahn' holte aus dem Schrank hübsche Teller mit Rosenmalerei und begann die Portionen zu schneiden: ein Stückchen von der Halswamme, ein Stückchen Herz, Gurgel, Ohr und Nüssel, das legte sie gustiös auf die Teller, gab dazu geriebenen Kren und forderte zuerst den Fleischer, dann die Nachbarn und endlich ihren Mann auf, zuzugreifen. Sie selbst setzte sich an Flor's Seite, goß Bier in die Gläser und begann wohlgenut zu essen, was auch die andern thaten. Den Schwiegervater schien sie überhaupt nicht zu bemerken, als wäre er gar nicht im Zimmer, und ihm lief beim Anblick der schönen Portionen, wie man sagt: das Wasser im Mund zusammen.

„No, un d'r Harr Boot'r wird ni' mit uns ass'n?“ fragte plötzlich einer der Nachbarn, der Niedl-Korle.<sup>3)</sup>

„Du hoost verleicht<sup>4)</sup> af mich vergass'n?“ mendete sich der Ausgedinger an die Bäuerin, „od'r vargummt<sup>5)</sup> m'r gor die Gontes-Gob ni'?“

„A na, Harr Boot'r,“ entgegnete die Angeredete. „Ob'r, wos soll ich Euch ei'lod'n, Ihr wollt jo doch ner, wos Ihr geschrieb'n hout ei'm Kontrakt un wollt Euch ner do dron hold'n,“ und sie spießte ein weiteres Stück Fleisch auf die Gabel.

Dem Alten schwoll die Stirnader auf: „No, un hoo' ich verleicht ei'm Kontrakt ni' Duellfleisch stahn<sup>6)</sup> un biste af den Kontrakt ni' ei'gonge?“<sup>7)</sup>

brach er los, in wachsendem Zorn, besonders als er sah, daß fogar sein Sohn ruhig dasitzte und sich, wie es schien, um nichts anderes kümmerte, als um das Stück Wamme, das er eben zum Munde führte.

„No, fraalich,<sup>1)</sup> Harr Boot'r,“ antwortete die junge Frau in demselben ruhigen Ton, in welchem sie eben dem Fleischer gesagt hatte, er möge in die Würste recht viel Majoran geben, das habe sie sehr gern, „no fraalich — Ihr hou't geschrieb'n: Duellfleisch un Würscht un Raucherfleisch vo' jedem Schwein, dos d'r Bau'r, Euer Sohn, schlacht'n wird; ob'r Ihr hou't jo gejahn un ihr liebe Nopp'n a', doß dos Schwein ni' Euer Sohn, mei' Moon, der Gramel-Bauer geschlocht' hout, ob'r der Better Matthis, der doo sitzt, un so is gonz noch'n Kontrakt, wenn Ihr vo' dem Schwein nicht kriecht!“



Er stand breitspurig da, den Mund sperangelweit offen.

Wenn der Blitz in die Stube eingeschlagen hätte und dabei Schneeflocken gefallen wären oder das zerstückelte Schwein lebendig zur Thüre hinausgelaufen wäre — die Verblüffung der Nachbarn und des Alten hätte wirklich nicht größer sein können, als auf diese Worte hin; aber einen Moment darauf konnte sich der Fleischer-Matthis, auch so ein lustiger Patron, nicht enthalten und brach in ein nicht endenwollendes Gelächter aus und die andern Nachbarn hinterdrein. Selbst Flor mußte unwillkürlich hell laut auflachen, denn den Sieb'ng'scheiten anzusehen und nicht zu musen, das war wirklich eine große Kunst; er stand breitspurig da, den Mund sperangelweit offen, die Augen so weit herausgewälzt, daß man glaubte, sie würden jetzt und jetzt aus den Höhlen fallen, und zitterte vor Wut am ganzen Leib wie eine Spie. Erst nach einer geraumen Weile schnappte er ein bißchen Atem zusammen und brüllte den Sohn an: „Wos? — du nishtnethisches Dus,<sup>2)</sup> also kummt m'r? Soll ich m'r verleicht vo' so an lumpichen Boldmentich af mein' eigenem Grund olle Schond und Spout<sup>3)</sup> gefoll'n lou'n? Ich jee dich heut noch 'naus, du Luder! Die Thür zerbrach<sup>4)</sup> ich mit dir, un mei' Schwall<sup>5)</sup> wirscht du ei'

<sup>1)</sup> fetten Donnerstag. <sup>2)</sup> Nachbarn. <sup>3)</sup> Karl Niedl. <sup>4)</sup> vielleicht. <sup>5)</sup> vergönnt. <sup>6)</sup> stehen. <sup>7)</sup> eingegangen.

<sup>1)</sup> freilich. <sup>2)</sup> nichtsnutziges Nas. <sup>3)</sup> Spott. <sup>4)</sup> zerbreche. <sup>5)</sup> Schwellle.

Ewigkeit ni' übr'gieh'n, hörstens, wenn du dei Knochn zerdrosch'n<sup>1)</sup> hoo'n willst!"

Die Bäuerin hatte sich indes zum Schaff mit den Därmen gestellt und spielte ganz ruhig, dem Anschein nach interessierte sie das Gebelser des Ausgedingers ebensowenig, als das Lachen der Nachbarn und die Verdutztheit ihres Mannes, der anfänglich unwillkürlich in Lachen ausbrach, jetzt aber perplex, ja erschrocken auf den Vater stierte, als ob er etwas Entsetzliches, Unerhörtes fürchte: er hatte in solch einer Wut den alten Gramel zeitlebens nie gesehen.

Dem gutherzigen Bauer klopfte das Herz fast hörbar; er wußte im Augenblick nicht, ob er den Vater besänftigen oder hinzuspriegen solle, um sein Weib zu schützen, falls der Wütende nach ihr greifen werde, was zu erwarten stand.

Die Frinze spielte weiter, als ob nichts vorgefallen wäre, wendete sich schließlich halb um und sagte ohne Erregung: „Dos ward<sup>2)</sup> Ihr woll ni' thun, Harr Voot'r, doß 'r uns 'nausjeht; der Grund gehooert uns, un Ihr seid ner Ausgeding'r!“

„Voot'le! argert Euch ni'“, nahm sich der Flor das Herz, „die Frinze hout sich ner gespaast,<sup>3)</sup> kummt har un asst un gißt Euch Bier ei.“

„Na, na — dos ni'!“ wendete sich die Bäuerin an ihren Mann, „holt' du den Kontrakt, wie ihn d'r Harr Voot'r holt', un wenn ihm dos ni' racht is, so soll 'r ner zum Gemeindevorsteer<sup>4)</sup> gieh'n — in Gouts Rome! — un' uns verkleen<sup>5)</sup> — ner immer zu! — mentsweg'n<sup>6)</sup> bei'n Kaiser — dos is m'r olles ans!“

„Ich gieh<sup>7)</sup> schon, ich gieh schon“, rumorte der Alte, ergriff Stock und Mütze und stand schon auf der Schwelle, „an Schandarm<sup>8)</sup> breng' ich af dich mit — paß' ner af! und du wirscht sahn, wos mit dir geschicht!“ Und weg war er.

Die junge Bäuerin lachte hellauf und die Nachbarn mit ihr aufs neue. Dann begannen sie zu erzählen, daß solcherweis noch zeitlebens niemand den Sieb'ng'scheiten angeführt habe und daß ihm der Gemeindevorsteher erst sagen würde, wie und was; der hat ihm ja das seltsame Ausgeding mit aller Macht ausgeredet (freilich umsonst), vielleicht aber ein wenig deshalb, weil er selbst Lust hatte, seine Baberle<sup>9)</sup> zu Gramels zu verheiraten. Und die drei Bauern lachten wieder um die Wette.

Der junge Gramel wußte nicht recht, was beginnen, zuerst wollte er dem Vater nachlaufen, um ihn zurückzubetteln, aber die Nachbarn ließen das nicht zu: das wäre Wasser auf des Alten Mühle und würde ihn noch widerhaariger machen, das dürfe er nicht thun, wenn er sein Weib wirklich gern hätte; daß sie den Jux mit angesehen, rechneten sich die Nachbarn fast zur Ehre an und konnten sich vor Lachen noch immer nicht zu gut geben. Sie waren versichert, daß der Sieb'ng'scheite jetzt gänzlich nachgeben und die Ueberschreibung des verrückten Kon-

traktes selber anstreben würde, und redeten den Eheleuten zu, sie möchten jetzt hübsch an sich denken und dem gezähmten Flucher die Faust aufs Aug' drücken.

„Dos is nißcht!“ entschied die Bäuerin. „Mir<sup>1)</sup> wer'n dem Harrn Voot'r gahn, wos er verloug'n un brauch'n wird, wie sich's gehooert, ob'r ni' mit sochen<sup>2)</sup> Zierrot'n.<sup>3)</sup> Ihr ward't sah'n, liebe Kopperrn un du, Florl, doß, bis d'r Voot'r nochgahn<sup>4)</sup> wird, er mich noch aner kurz'n Zeit lieb'r hoo'n wird, ols sei' eigene Kinder und jalb'r drüb'r verleicht noch loch'n wird, wie ich 'n ausereziert<sup>5)</sup> hoo!“

V.

Dem alten Gramel ging's beim Gemeindevorstand aufs Haar so, wie die Nachbarn vorhergesagt hatten. Der hünenhafte Fibich-Mattheis<sup>6)</sup> begann von Adam und Eva die Stückchen herzu zählen, die der Ausgedinger ausgeführt, zantte ihn ordentlich dafür aus und riet ihm zum Schluß, er möge zusehen, um die Sache im guten zu vergleichen und bei der Gelegenheit, damit der üblen Nachrede der Kragen verdracht werde, den Kontrakt ändern und wie andere brave Leute in Frieden und ohne Spötereien das Ausgedinge genießen.

Der Fluch-Tobis rannte auf diese Predigt hin davon, ohne das übliche „Bitt' Euch Gout!“<sup>7)</sup> zu sagen.

Er rannte geradewegs zum Schmied-Hannes. Der wußte aber schon, was es gäbe, da der Fleischer aus Fleiß von den Gramelschen nach Hause gegangen war, um, wie er sagte, ein besseres Messer zu holen, in Wirklichkeit aber, um seinem Weibe den „Gespaast“ brühwarm zu erzählen.

Die Fleischer-Mathisin, welche mit ihrem Ausgedinger auch mehr als genug ausgestanden hatte, war deshalb auf alle Ausgedinger sehr schlecht zu sprechen, ob sie ihr nun etwas zugefügt oder nicht, ganz gleich, und sie lief so schnell, als es ihre Beleihtheit zuließ, mit der Bütte zum Röhrkasten, da sie wußte, dort würde sie ihre große Neuigkeit am besten und besten anbringen können. Beim Röhrkasten traf sie denn auch die Schmied-Hannessin, die Müllerin und noch drei Weiber, deren Zahl sich in Anbetracht des gemeinsamen anlockenden Gelächters auf weitere fünf vermehrte.

Es war wirklich ein Gotteswunder, daß ihnen das Wasser in den Bütten nicht gefror, da sie an gute zwei Stunden „prabischten.“<sup>8)</sup> Nur die Schmiedin eilte nach fünf Viertelstunden weg, und das war deshalb, weil sie ahnte, daß der Gramel-Ausgedinger so bald als nur möglich zu seinem Freunde kommen würde, und da sie nicht um die Welt etwas verpassen wollte, womit sie sich demnächst bei der Fleischerin reuanchieren könnte.

Kaum hatte sie ihrem Mann die Geschichte aus- erzählt, schon war der alte Gramel da. Mehr auf die Ofenbank hinsinkend als sich hinsetzend, rang er mit den Händen und begann zu klagen: er sei ein

<sup>1)</sup> zerbrochen. <sup>2)</sup> werdet. <sup>3)</sup> gespaast. <sup>4)</sup> Gemeindevorstand. <sup>5)</sup> verklagen. <sup>6)</sup> meinethalben. <sup>7)</sup> gehe. <sup>8)</sup> Gendarm. <sup>9)</sup> Barbara.

<sup>1)</sup> Wir. <sup>2)</sup> solchen. <sup>3)</sup> Leberküstigkeiten. <sup>4)</sup> nachgeben. <sup>5)</sup> ausgereziert. <sup>6)</sup> Matthäus. <sup>7)</sup> Behüte Euch Gott! <sup>8)</sup> tratschen.

armer, verlassener Ausgedinger, ihm bleibe nichts übrig, als ins Wasser zu springen, da sich seiner selbst der Gemeindevorsteher nicht annehmen wolle gegen dieses „Patajch“.<sup>1)</sup>

Aber da ging es an! Jetzt nahm der Schmied-Hannes seinen Schulkameraden in die Wäsche — Donner und Wetter! Alles, aber rein alles warf er ihm vor, dem armen, verlassenen Ausgedinger, der wie „a o'gemohlener Türk“<sup>2)</sup> dasaß: wie er mit der verstorbenen Bäuerin verfahren sei, wie er den Kindern nichts gegönnt, wie er die Tochter um eine bessere Heirat gebracht, den Sohn mit dem dummen Kontrakt im ganzen Bezirk abscheulich gemacht und in Nichtachtung gesetzt habe. Und der alte Schmied-Hannes konnte seine Rede so wunderbar reden, daß seinem Weib, die hinter der Thür horchte, erbseingroße Thränen über die Wangen kugelten und sie dachte: wenn das den alten Murrschädel nicht rührt, dann rührt ihn nichts auf der Welt und er hat an Stelle des Herzens einen Stein. Und erst, als der Schmied nach seiner Manier Belege aus der heiligen Schrift entnahm!!

„Sixtes,<sup>3)</sup> old'r Komerod,“ sagte er, „dos hout der Harrgout schon ein old'n Testament durch dos vierte Gebot o'befoh'n, dosß die Kinder ihre Eldern ocht'n un ehr'n soll'n, und hout ihne dasür an Lohn versproch'n; ob'r wie die Eldern ihre Kinder aufzieg'n soll'n, dos hout der Harrgout a durch Beispiele gezeigt: Heli — David und Absolon u. s. w. Der Harrgout hout uns ins Harz die Lieb' zu den Kindern gelegt, ob'r solche Eldern, die in den Kindern ner ihr Zugfahr<sup>4)</sup> sahn,<sup>5)</sup> un ner für den eigenen Nutzen soche hoo'n möcht'n, die rebellier'n gegen den Harrgout un er stroft sie. Zo, mei' Lieber, du konnst vo' Gottes Strof noch nicht reden un dorfft a ni', deine Schweech'rtocht'r thut oll's so zu sog'n noch mit lauter Gespaas ab un wird sich garn wos see'n loon,<sup>6)</sup> wenn du d'r wos see'n löst. Sie wird a' gude Ordnung ei' der'm Haus' führ'n, ob'r du mußt g'scheit'r war'n un nachgahn, es mußt d'r eh nicht, dosß Geburmm un die Nochederei, dosß sollt olls ner wieder af dich zurrück! Drum gah' noch<sup>7)</sup> un sei ka Hartschad'l!<sup>8)</sup> Bis jetzt biste immer der Sieb'ng'scheite gew' st, ob'r host dich mit deiner Sieb'ng'scheithheit geschniden,<sup>9)</sup> ei's eigene Fleisch geschniden — dein Schweech'rtocht'r hout dich o'ge-lahnt,<sup>10)</sup> wie sich's for aie gehoort, die g'scheiter is, ols a Sieb'ng'scheiter. Un jets see' ich d'r noch amol: Old'r Brumbar, gah' noch, un moch der nar-rischen Komöhdie amol a End'!“

Der alte Gramel saß wie verschnitten da und drehte einen Daumen um den andern. Dann erhob er langsam den Kopf und sagte mit vibrierender Stimme: „Ob'r ich war doch ni' zu ihne wieder hin-triechen un je um Verzeihung bat'n<sup>11)</sup> — dosß kon u ich doch ni'!“

„Dosß dorfft a ni' thun un dosß wird a ni' notich

<sup>1)</sup> Waage. <sup>2)</sup> angemahter Türke. <sup>3)</sup> siehst du. <sup>4)</sup> Zugspferd. <sup>5)</sup> sehen. <sup>6)</sup> sagen lassen. <sup>7)</sup> gib nach. <sup>8)</sup> Hartschädel. <sup>9)</sup> geschnitten. <sup>10)</sup> angeführt. <sup>11)</sup> bitten.

sein!“ erklärte der Schmied, der daraus, daß sein Freund nicht, wie sonst, gegen ihn vom Leder zog und die Zunge spielen ließ, zur Genüge ersah, daß es mit seiner, des Tobis Sieb'ng'scheithheit Matthäi am letzten<sup>1)</sup> sei, „für heut bleest<sup>2)</sup> bei uns af an Löffel Supp', und dann wammer<sup>3)</sup> sahn, wos sich thun löst!“

Der Ausgedinger ließ sich in die freundliche Stube führen, setzte sich hinter den Tisch, aber das Essen, welches die Schmiedin austrug, rührte er nicht an. Die Schmiedischen ließen ihn auch in Ruhe simulieren.

So saß er in sich versunken, stumm, regungslos bis gegen Abend, wo ihn aus seinen trüben Gedanken eine bekannte Stimme aufweckte, mit dem Gruß: „G'lobt sei Jesus Christus!“

Es war die Gramel-Bäuerin, welche den Schmiedischen das übliche Bescheideffen brachte. Die Schmiedin war schon früher hinübergelaufen, um ihr zu sagen, sie solle den Ausgedinger bei ihnen suchen. Der junge Gramel wollte sofort um ihn gehen, aber sein kluges Weib ließ es nicht zu: sie werde den Herrn Vater schon selber heimführen.

Indem sie der Schmiedin einen Topf voll Wurstsuppe<sup>4)</sup> und einen Teller mit Fleisch und Würsten übergab, rief sie wie erstaunt: „Ob'r Har Voot'r, Ihr seid dou? Worum gieht 'r denn ni' zu Hau'? M'r sein schon fertich un a der Geruch vom Schweineschlocht'n hot sich schon verzog'n. Kumm mit m'r, Har Voot'r, dosß m'r Oberd ass'n.“<sup>5)</sup>

Als die Schwiegertochter so, als hätte es gar nichts gegeben, den Alten anredete, fiel ihm ein, es wäre wohl am besten, wenn er auch so thäte, und stand auf und ging mit ihr nach Hause.

Die Leute im Dorf, die natürlich schon alles wußten, ja doppelt so viel, als wirklich geschahen war, konnten sich fast die Augen heraussehen, als die Gramel-Mahn' mit dem Sieb'ng'scheiten die Straße friedlich hinaufspazierte, und die Weiber wollten der Schmiedin gar nicht glauben, daß dies ohne Geschrei, Schimpfen und Levitenlesen eingeleitet worden wäre, daß die Bäuerin wieder abgethen noch zugeredet habe, obwohl die Schmiedin ihren Vortrag mit „meiner Seel“ beschwor; der Venus-Ton meinte allen Ernstes, mit dem Fluch-Tobis sei es nicht ganz richtig, und der Winterjess prophezeite, der werde binnen Jahresfrist „hinzieg'n“,<sup>6)</sup> denn „er hout sei' Natur geändert, un sei' Natur ändert der Mentich ner vor'm Toud.“<sup>7)</sup> Sie sollten sich wieder einmal tüchtig „o'schmier'n“<sup>8)</sup>

Als abends der alte Gramel, ohne ein Wort zu sagen, seinen Platz am gemeinsamen Tisch einnahm, mit den Eheleuten Wurstsuppe und Würste af und in ihr Gespräch mit keiner Silbe sich einmischte, sondern traurig und nachdenklich vor sich hinstarrte, winkte der Bauer seinem Weibe mit den Augen, wahrscheinlich, damit sie den Vater aufmuntere, aber sie schien es nicht zu merken und ließ den Ausgedinger in Ruhe; erst als alle zusammen das Nacht-

<sup>1)</sup> am Ende. <sup>2)</sup> bleibt. <sup>3)</sup> werden wir. <sup>4)</sup> Mehlsuppe. <sup>5)</sup> zu Abend essen. <sup>6)</sup> hinziehen = sterben. <sup>7)</sup> Tod. <sup>8)</sup> anschmierern = verrechnen.

gebet gesprochen hatten und sich zum Schlafengehen rüsteten, erst da sagte sie freundlichen Tons zum Schwiegervater: „No, Harr Boort, galt<sup>1)</sup> jo, jeh is oll's wieder gutt?“

„So fralich!“ antwortete der Alte mit sichtlicher Anstrengung und — alles war abgethan.

Die nächsten drei Tage verbrachte er in stillem Grübeln und am Freitag bat er den Gemeindevor-



Er kaufte eine große Flasche der besten Punschessenz, die er dann der erhitzen Bäuerin überreichte.

stand und den Schmied-Hannes, sie möchten am Samstag mit ihm und seinem Sohne in die Stadt gehen, damit den Nachreden ein Ende gemacht würde.

Samstag früh fuhren alle vier nach Schönberg zum Notar, wo der Alte den Kontrakt überschreiben ließ. Er bedang sich Wohnung, Licht, Beheizung und Kost aus, „wie sich's gehoort“, und zur eigenen Verfügung alles in allem fünfzig Gulden alljährlich, damit er mit der sonst üblichen Feldfrucht kein Geseft hätte und irgend ein Sechserl<sup>2)</sup> in der Tasche besäße. Das übrige lege er seinen Kindern ans Herz und hoffe zuversichtlich, sie werden ihm nicht nahereten, denn er habe ja doch nur für sie gespart und gearbeitet.

Der Gemeindevorstand sowie der Schmied schüttelten dem bekehrten Belferer tüchtig die Hände. Der Herr Notar lobte ihn als braven Ausgedinger, und der überglückliche Flor küßte ihm noch in der Kanzlei die schwierige Rechte.

Als sie einträchtig heimtamen und im Flur vom süßen Duft der Fäschingskrapfen begrüßt wurden, welche die junge Hausfrau zur Feier des großen

Tages siebete, da lächelte der Tobis wie ein Kind, dem man ein Spielzeug schenkte (zum erstenmal seit dem dentwürdigen Sautanz) und kehrte flugs ins Dorf zurück unter dem Vorgeben, er habe etwas vergessen. Er ging aber zum Gemeindevirt und kaufte dajelbst eine große Flasche der besten Punschessenz, die er dann der erhitzen Bäuerin überreichte, damit sie, wie er sagte, den Fettdunst hinunterspüle. Die Gramel-Mahm', von ihrem Manne in alles eingeweiht, bedante sich herzlich und küßte dem glücklichen Ausgedinger dankbar die Hand und — alles war „af gleich“.

Meiner Sex!<sup>1)</sup> unser liebes Dorf kam vor lauter Erstaunen schier aus dem Häuschen. Kürzlich noch solche Geschichten und jetzt eine Veröhnung, als ob es sich um irgend eine nichtsagende Kleinigkeit gehandelt hätte! Das Kopfschütteln war auf der Tagesordnung, bis der Winterjess das erlösende Schiboleth vom „o'gelahnten Sieb'ng'scheiten“ hören ließ. Von jetzt nannte man den Gramel-Ausgedinger nicht anders als jo, während das Epitheton „die Sieb'ng'scheite“ auf dessen Schwiegertochter überging.

Und noch einmal wunderte sich das Dorf aus der Magen, nämlich als gegen Ende des Fäschings der alte Gramel sich seine Tochter herbeiholte und in ausnehmend guter Stimmung unter seinen Kindern aß und trant, ohne das ihm die Gramel-Mahm' etwas „Ertras“ austijchen mußte.

Als nach einigen Jahren „Gruugboort<sup>2)</sup> Gramel“ seine Enkel in die Schule führte und mit uns Buben durch die Wälder strich, Rittergeschichten vom „verwüst'ten Schloß“ erzählend, mußte keiner im Dorf mehr von dem, was ehemals bei Gramels wegen des wunderlichen Kontraktes geschah, sondern alles ehrte und schätzte den biderben, prächtigen Alten, der von seinen schlechten Gewohnheiten so gründlich furirt war, daß er nie mehr grommelte; aber ganz und gar vergaß man denn doch nicht die „Kontraktzeiten“ — das wäre auch beim besten Willen nicht möglich gewesen, zumal selbe einzig in ihrer Art dastanden, und heut noch ruft man abgeseimten Ausgedingern, die in ihren Kindern nur Melkkühe sehen, die feltene Geschichte ins Gedächtnis zurück mit gutem Erfolg.

Aus der „Sieb'ng'scheiten“ ward im Laufe der Zeit eine überaus stattliche Bäuerin, welche ihrem Schwiegervater bis zu seinem seligen Tode alles that, was sie ihm vom Gesicht ablas, und es kam sehr bald dazu, daß sie der Alte lieber hatte als seine eigenen Kinder, wie sie übrigens vorausgesagt.

„Joo!“ pflegte der eisgraue Venus-Ton stets zu sagen, „doos Weib hout ei' ihr'm Poutjch<sup>3)</sup> zahnmool<sup>4)</sup> so vill Verstond, ols neununneunzich Moonsbilder ei'm Koupp<sup>5)</sup> un is brav'r ols olle Weib'r af d'r Wall!“

<sup>1)</sup> verstümmelt aus „meiner Seel!“ <sup>2)</sup> Großvater. <sup>3)</sup> Niederdeutsch, Pantoffel. <sup>4)</sup> zehnmal. <sup>5)</sup> im Kopf.

<sup>1)</sup> gelt. <sup>2)</sup> Behnkreuzerstück.

### Die drei höchsten Namen.

Ganz hinten im Thal, in einem dünnbewohnten Winkel, wo sich Fische und Hasen gute Nacht sagen, hat die Bachsusann ihre Hütte. Diese Hütte besteht aus einer ruhigen Stube, einer Kammer, worin Hauen, Körbe, Körbe, Seile u. s. w. ihr moderiges Dasein führen. Die Küche will ich nicht beschreiben, weil ich fürchte, du könntest mindestens vierzehn Tage lang keine Prägeln und keine Knöpfe mehr essen.

In die Wohnung der Bachsusann lehnen sich Stall und Scheune, denn die Susann hat eine Kuh, mit der sie jetzt ein ganz verträgliches Dasein führt, nachdem sie in früherer Zeit immer im Krieg mit ihr gewesen war.

Daß die Susann und ihre Kuh jetzt im Frieden leben, daran ist der Nachbar schuld. Er hat ihr einen guten Rat gegeben, und das ging so zu:

Eines Tages, es war sogar im schönen Monat Mai, wo sonst alle Herzen auftauen, wetterte die Susann, wie gewohnt, schon wieder morgens um vier Uhr in ihrem Stall herum und führte mit der Kuh den üblichen Krieg. Dabei gab sie nebst den



Eines Tages wetterte die Susann in ihrem Stall herum.

Prägeln dem armen Tiere noch allerlei Namen, von denen „Lumpvieh“, „g'fräßige Chaib“ und „Buckliges Lueder“ noch die höflichsten waren.

Nach diesem Morgengebet, das selbst für eine Kuh noch zu ordinär ist, langte sie zum Melkfüßel und setzte sich auf ihren dreibeinigen Stuhl, um zu melken. Als sie nun an den Strichen des Euters zog, um die Milch herunterzubringen, schlug ihr die Kuh in Ansehung der eben erhaltenen Prägeln den schmutzigen Schweif auf ihr doppelt ungewaschenes Maul. Aber

jetzt war Feuer im Dach. Die Susann war sehr beleidigt.

„Chaibe Vieh, verreckts,“ schreit Susann aufspringend, „wart, i will dir derfür thue!“ Dabei band sie der Kuh den Schwanz an das Bein fest, also, daß das arme Tier sich nicht wehren konnte, mochten nun Mücken und Bremsen beißen, stechen und saugen, so viel sie nur wollten.

Das gefiel aber der Kuh nicht. Sie dachte: „Soll ich meinen ehrlichen Schweif nicht mehr brauchen, dann probier' ich's mit den Beinen!“ Sie probiert's, und das Resultat ist, daß die Susann, der Melkfüßel, die Milch und der dreibeinige Melkstuhl zusammen im Kot liegen.

Aber arme Kuh, was hast du gethan?!

Wie eine Furie der Unterwelt springt Susann auf und bearbeitet den Rücken der Kuh mit dem Besenstiel unter einer Flut von Flüchen und Schimpfwörtern so, daß das arme Tier ein „Muß“ auf das andere brüllt.

„Aber au, Susann,“ sagte der Nachbar, ein braver, verständiger Mann, „aber au Susann, försch dich nit d'r Sünd, en arms, wehr- und hüßlos Tier e so z' haue und z' schla?“ Susann, schäm di doch au!“

„Was,“ schreit Susann, „e wehrlos Tier sage-n Zhr? Des isch mer e schön wehrlos Tier! Han i dem Chaib d'r Schwanz a'bunde-n ans Bai, aß mi nit soll schla'. Was macht's, des wehrlos Tier? Es git mer e Tritt an Buuch, aß i mit sant em Stuhl, d'r Milch und mit em Melchfüßel in Dreck use stieg, und do sott me nit 's Tüfels wäre? Wenn Zhr's hätte, Nochtb'r, des Tüfelsvieh, 's Bidure wurd ech vergoh. Alli Tag han i nit as Zorn. Bruucht i d' Milch nit so nötig, mi Seel, i schlüg de Chaib tot!“

„Sell isch's ebe, Susann, aß du d' Chue so nötig heisch und sogar no von ere lebisch und doch so grob bisch mit ere. De Morge gohisch in Stall, fangisch a schelte-n und chaibe-n und haue. Isch's do e Wunder, wenn das Tier sidrigg wird. Probier's emol und fang de Morge als a in de höchste drei Namme. De wirsch seh, es goht besser!“

„Wenn i des wüßt!“ sagte Susann, „die höchste drei Namme, wie heiße die?“

Jetzt wollte dem Nachbar fast der Verstand einrosten ob dieser Frage. Er faßte sich aber und sagte: „Die drei höchste Namme, Susann? Waisch du nit, wie sie heiße?“

„He nai!“ erwiderte Susann, „woher wott i's wisse?“

„So will i dir's sage. Die drei höchste Namme heiße: Kandel, Feldberg, Belche. Aber folg mer au und fang dini G'schäfte in dene drei höchste Namme-n a, de wirsch seh, 's goht viel besser.“

Und die Susann folgte. Jeden Tag, wenn sie ihr Geschäft begann, strich sie ihrer Kuh sanft über den Rücken, flattierte ihr sonst noch ein wenig und sagte: „Also, Bleß, im Namme Kandel, Feldberg, Belche, wennmer jetz ans Melche!“

Und siehe da, die Sache ging vorzüglich. Die Kuh wurde so brav, wie es nur eine Kuh werden kann. Sie schlug nicht mehr und hielt sich beim Melken ganz still und verständig.

Diese Besserung ist, wie jeder einsehen wird, die Folge der verständigeren Behandlung. Die Susann aber konnte den Leuten nicht genug rühmen, was für eine Zaubertrast in den drei höchsten Namen liege. Und wollte sie einer aufklären über diese drei höchsten Namen, dann sagte sie: „Halt di Muhl! Was die drei höchste Namme chönne und wie sie heiße, iell weiß i jeh us Gefahrig und loß mi vo keim bielehre, aß du's waiisch!“

„Sie haben ihn schon!“

Die königlich ungarische Stadt Großwardein befand sich in großer Aufregung. Ein Juwelenhändler war am hellen Tage ermordet und ausgeraubt worden. Die gesamte Polizei war auf den Beinen, um den Thäter auszuforschen, von dem man nirgends eine Spur fand.

Da erschien im Hause des Kaufmanns N. ein Gendarm, der in dringlichster Weise nach dem Herrn des Hauses fragte. Das erschrockene Dienstmädchen beteuerte, daß sie nicht wisse, wo sich ihr Herr befände. Hierauf erklärte der Gendarm, daß er gemessenen Befehl habe, den Hausherrn sofort zur Polizei stellig zu machen. Sodann begann er das Haus von oben bis unten zu durchsuchen, und als er den Gesuchten nirgends fand, sagte er, daß er dessen Wiederkehr abwarten werde. Indessen hatte sich vor dem Hause eine ungeheuere Menschenmenge angesammelt, die in der Meinung, daß es sich um den gesuchten Raubmörder handle, in den Ruf ausbrach: „Sie haben ihn schon!“

Dieser Ruf verpflanzte sich alsbald durch die ganze Stadt, und das Gedränge vor dem Hause wurde von Minute zu Minute größer.

Endlich kam Herr N. heim, der nicht wenig erstaunt war über die Blicke der Gasser, die auf seine Grüße entweder gar nicht oder mit Schimpfworten reagierten. Kopfschüttelnd betrat er seine Wohnung, wo er seine Frau in Thränen aufgelöst fand. Sie erklärte, daß sie noch heute das Haus verlassen und die Scheidung einleiten wolle.

Der Gendarm drängte zum Fortgehen und führte den Delinquenten zur Oberstadthauptmannschaft, und die Polizei hatte große Mühe, ihn vor der erbitterten Menge zu schützen, die Miene machte, ihn auf der Stelle zu lynchen.



Die Polizei hatte große Mühe, ihn vor der erbitterten Menge zu schützen.

Als er endlich in höchster Aufregung auf dem Polizeiamte anlangte, führte ihn sein bewaffneter Begleiter in ein Bureau, wo ihn ein jugendlicher Offizial mit den Worten empfing: „Sind Sie der Kaufmann N. von der Kerepeserstraße?“

„Zu dienen.“

„Sie haben vor dritthalb Jahren an das Szegediner Polizei-Meldungsamt ein Schreiben gerichtet, worin Sie um Angabe der Adresse eines angeblich dort wohnenden Agenten ersuchten?“

„Allerdings,“ entgegnete Herr N., der bereits etwas erleichtert aufatmete.

„Sie haben diejer Anfrage eine Retourmarke beigeschlossen?“

„Ich war so frei.“

„Nun, das Szegediner Meldungsamt läßt Ihnen auf amtlichem Wege mitteilen, daß die Retourmarke in zerrissenem Zustande angekommen ist.“

„Hm! Ist das alles?“

„Nein. Das Amt läßt Ihnen weiter mitteilen, daß der angefragte Agent in Szegedin gänzlich unbekannt ist.“

„Besten Dank. Aber warum bin ich denn von der Polizei so dringend gesucht worden?“

„Na, um Ihnen diese Mitteilungen zu machen,“ antwortete mit dem Phlegma der Selbstverständlichkeit der junge Beamte.

„Danke schönsten!“ schrie Herr N. wütend und rannte davon. Er

brummte noch etwas in den Bart, was der Beamte zum Glück nicht mehr hörte; sonst wäre er wahrscheinlich noch wegen Beleidigung der löblichen Szegediner Oberstadthauptmannschaft zu einer empfindlichen Strafe verurteilt worden.

Sprüche.

Was dich durchzittert, was in wilden Ängsten  
Die Seele schreit, des Herzens Stimme spricht —  
Schreibt dir die Zeit mit ihrem scharfen Griffel  
In Runenzügen auf das Angesicht!

Die rässelvolle Inschrift deuten  
Kann der nur, der die rauhe Hand  
Des Lebens — ihre Schicksalsschläge  
Und Griffelzüge selbst empfand!

Herzen giebt's wie Sprudelquellen,  
Die dem durst'gen Leidensbruder  
Immer neuen Nektar spenden!  
Ihre Kraft hat keine Schranken,  
Ihre Treue kann nicht wanken,  
Ihre Liebe kann nicht enden.

Otto Promber.